Bavar. 643 m

<36606728620010

<36606728620010

Bayer. Staatsbibliothek

Friedrich Heinrich Jacobi

im

Verhältniß zu seinen Zeitgenossen,

besonders zu

Goethe.

Ein Beitrag

zur

Entwickelungsgeschichte der neuern deutschen Literatur.

Von

Dr. Ferdinand Deycks,

ordentlichem Professor der Philologie und Aesthetik an der Akademie

zu Münster.

Frankfurt am Main.

Verlag der Joh. Christ. Hermann'schen Buchhandlung.

F. E. Suchsland.

1848.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

An einem sonnigen Nachmittage des launischen Herbstes 1847 wanderte ich vor dem Sendlinger Thore zu München dem großen Begräbnißplatze zu. Die Stadt mit ihren neuen Prachtstraßen und Pallästen hatte abermals das Bild menschlicher Regsamkeit und edler Schöpfungsfreude mir geboten, so wie der Anblick der herrlichsten Bildwerke und Gemälde die Gewißheit eines höhern geistigen Daseyns, erhaben über den Staub, über die Verworrenheit des Tages. Nun aber zog es mich hinaus dahin, wo fern vom Getümmel der Welt die Todten ruhen. Es ist nicht die letzte Sehenswürdigkeit Münchens, sein Gottes-

acker. Die Kunst hat ihren wohlthätigen Anhauch auch hierher verbreitet. Zwischen Blumenhügeln und oft edel geformten Denkmälern ziehen sich lange, wohlgehaltene Straßen hin. Ein hallenähnliches Gebäude, mit Bildsäulen und Büsten geschmückt, schließt im Halbrund das Ganze. Springbrunnen plätschern hier und da; die feierliche Stille des Ortes ist nicht ohne Leben. Männer, Frauen, Kinder waren beschäftigt, Gräber aufzufrischen, der Blumen zu warten. Ich aber suchte unter den vielen Tausenden von Namen, berühmten und unberühmten, die ich las, einen, der von Jugend auf mir hoch geklungen: Friedrich Heinrich Jacobi.

Endlich war es gefunden, das schlichte Denkmal von Eisen, unter welchem der hellste Geist, das edelste Herz nun schon fast ein Menschenalter ruht. Seine Nachbarschaft ist gut: Heinrich Schenk und dessen Sohn, der Dichter Eduard von Schenk, der 1841 starb, zur Rechten der 1843 zu früh geschiedene Wilhelm Abeken, der unermüdliche Forscher der Alterthümer Italiens, etwas weiter die Denksteine der Griechen Leonidas und Mauromichalis, welche hier im Lande der Hyperboreer 1833 die

Cholera hinraffte. Wie viel Geist, welcher hohe Ernst, welche rege Liebe schlummert hier im Bereich weniger Schritte! — Da gedachte ich des gesammten Verlaufes des Jacobi'schen Lebens. Ich sah ihn im schönen Pempelfort, von blühenden Nachkommen, von edlen Freunden umgeben, wirken für das Beste, das wir auf Erden zu erlangen vermögen. Mir ward groß zu Muthe. Jetzt sank im Westen die Sonne. Sie warf goldnen Schimmer auf die gothische Thurmspitze der Marienkirche in der Au, jenseits der Isar, wo ich am Morgen erst den Geist des früh verklärten Baumeisters verehrt, die Kunst der Glasmalerei bewundert hatte, welche das irdische Dunkel mit dem Zauberlichte des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung erhellen. In der Ferne hoben die Alpen ihre Schneegipfel empor zum ewigen Himmelblau.

Wenige Wochen darauf, an einem trüben October-Abende, stand ich zu Weimar vor der Gruft, welche die Reste unsrer größten Dichter Goethe und Schiller umschließt, neben den Särgen hochgesinnter Fürsten. Welche Erinnerungen wecken diese Namen! — Frisches Behagen im Bunde mit dem edelsten Streben, und eine ununterbrochene

Kette von Meisterwerken, die begeisternd und anspornend noch die späte Nachwelt ergreifen werden. Aehnliches hat Deutschland, hat Europa nie vorher gesehen, und wer sagt, ob es jemals wiederkehrt? — Ich versetzte mich im Geiste zurück an den Musenhof zu Weimar, in das Blüthenalter der deutschen Dichtung. Es wird stets in der Geschichte einzig bleiben. Desto ehrwürdiger, bedeutungsvoller, anregender erscheint uns Spätgeborenen jeder ferne Laut aus jenen Zeiten. So ist es mir eine theure Erinnerung, und es war gewiß natürlich, daß sie heute mir emportauchte, einst in jungen Tagen von Goethe freundlich aufgenommen worden zu seyn. Ich kehrte von der Universität Berlin nach dem Rheine zurück. Ludwig Tieck in Dresden hatte mir gütig einen Brief an den Dichterfürsten gegeben. Damals war das Reich der Poesie noch nicht ohne Haupt. Mit hochklopfendem Herzen stieg ich die breite Treppe des Goethe'schen Hauses hinan, betrat, über das grüßende Salve hinweg, den Vorsaal, in dessen Seitenthüre bald die hohe Gestalt des Altmeisters erschien, mich freundlich heranwinkend. Seine Worte, sein Wesen waren nicht vornehm abweisend, wie ich

es oft gehört. Er ging ein auf Fragen, die ich mir erlaubte, ja er gab mir einen Rath, den ich nicht wieder vergaß. „Das Alterthum, sprach er damals zu mir, ist unermeßlich tief und groß, und man wird sein Leben lang damit nicht fertig.“

Was mich aber noch mehr ergriff, war der Gedanke der geistigen Gemeinschaft, welche jene hohen Genien der Blüthenzeit verband. Was Goethe und Schiller einander gewesen, sagt der Briefwechsel beider und der neulich bekannt gewordene Körner'sche mit Schiller fügt eine Menge anziehender Thatsachen hinzu. Gewiß ist das Verhältniß zwischen Goethe und Jacobi nicht minder wichtig für beide und für Andere, und hat viel länger, über vierzig Jahre, gedauert. Aber nicht immer haben die Geschichtschreiber unserer Literatur dasselbe richtig dargestellt. Daran ist schuld Goethe's Eigenthümlichkeit, die in den Schilderungen aus seinem Leben, in Wahrheit und Dichtung, sich nirgends verläugnet. Dann aber ist zu beklagen, daß Jacobi bis jetzt keinen tiefer eingehenden Biographen gefunden. An Stoff gebrach es keineswegs. Ein Enkel des Philosophen, der zu früh verstorbene Prediger Bernhard Jacobi, war durch Vererbung

im Besitze einer größern Sammlung handschriftlicher Materialien, und bereitete sich mit Liebe zu dem Werke vor. Nach seinem Hingange mußte ein wichtiger Theil dieser Papiere, testamentlichen Bestimmungen zufolge, wie dessen Vater Dr. Max Jacobi, im Vorworte zu dem 1846 erschienenen Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi meldet, vernichtet werden, und es ist demnach von dieser Seite (außer dem noch zu erwartenden Briefwechsel zwischen Herder und Jacobi) keine Hoffnung zu namhafter Erweiterung unserer Einsicht in das, was Jacobi gewollt und gethan.

So darf denn wohl auch ein Anderer, den die Verhältnisse mit Jacobi's Angehörigen früh in nähere Berührung brachten, so wie das Bild seines Strebens lehrend und mahnend ihn stets begleitete, Aufmerksamkeit und Theilnahme hoffen für den Versuch, Jacobi's Leben und Wirken zu schildern. Möglichst den bekannten, zumeist gedruckten Nachrichten folgend, zog ich sichere Umrisse einer ängstlichen Schilderung des Einzelnen vor. Denn die Berührung der Geister war und blieb mir Hauptsache. Darum gab ich dem Gemälde einen Hintergrund, indem ich die Zustände

Deutschlands, und besonders des Rheines und Düsseldorf's, in den verschiedenen Perioden, welche Jacobi durchlebte, nicht überging.

Treue und Wahrheit des Mitgetheilten lag mir näher am Herzen, als Vollständigkeit. So ist über Jacobi's Verhältniß zu Heinse aus des letztern Briefen (Werke, Ausgabe von H. Laube, 8. u. 9. Band) Manches zu entnehmen, das ich aus Gründen verschwieg. Wenn S. 40. Fiormona als ein Werk von Heinse genannt wird, so gründet sich meine Angabe auf die Aeußerung Jacobi's in einem Briefe an Sömmering von 1796 in des letztern Lebensbeschreibung, von Rudolph Wagner (Leipzig 1844), Th. I. S. 49. Daß H. Laube (Heinse's Werke, Th. I. S. LXXXVI.), gewiß irrig, jenen Roman dem vor einigen Jahren im höchsten Alter verstorbenen Biographen Schröder's, F. L. W. Meyer, zuschreibt, ist bekannt. Auch Gervinus (Geschichte der deutschen Literatur, V. 16.) nennt Fiormona unter Heinse's Romanen. Einigermaßen erschüttert diesen Glauben freilich Heinse's Versicherung in einem Briefe an Gleim, vom 23. October 1799 (Heinse's Werke, IX. 255), seit der Hildegard von

Hohenthal sei nichts von ihm erschienen. Aus einem andern Briefe Heinse's, vom 22. März 1794 (Werke IX. 251) stellt sich dagegen das Irrthümliche einer von mir Seite 78 gewagten Vermuthung heraus, da Heinse allerdings 1792 „zur Zeit der Mainzer Freiheitsfarce," wie er es nennt, in Düsseldorf sich aufhielt. So konnte und mußte er wohl dort mit Goethe zusammentreffen, wie schon einmal achtzehn Jahre vorher.

Goethe's Erscheinung ist in ihrer Art einzig. Auf Jahrhunderte hinaus wird ihre Nachwirkung fortdauern. Was ihm nahe gestanden, was ihn freundlich oder anregend berührt hat, kann und wird nie vergessen werden. Dafür ist von ihm selbst gesorgt. Desto besser, wenn es Männer sind von solchem Werthe, solcher eignen nachhaltigen Bedeutung, wie derjenige, dessen Bild hier aufgestellt worden! — Im Sturme der Zeiten wendet mit Erhebung der Blick sich zu den festen Felsen.

Münster, 4. März 1848.

Inhalt.

		Seite
	Einleitung	1
I.	Düsseldorf am Rhein und Pempelfort, vor Jacobi's Auftreten	7
II.	Jacobi's Anfänge. Wieland.	15
III.	Jacobi und Goethe	32
IV.	Jacobi, der Philosoph, im Verhältniß zu seiner Zeit	66
V.	Anbruch der neuen Zeit	82
VI.	Jacobi's Wanderjahre	102
VII.	Goethe's Meister und Schiller	108
VIII.	Jacobi in Eutin	117
IX.	Jacobi's Reise an den Rhein und nach Paris	132
X.	Jacobi in München	139
XI.	Jacobi Präsident der Akademie der Wissenschaften	145
XII.	Jacobi über Offenbarung und Natur	151
XIII.	Jacobi's letzte Lebensjahre	161
XIV.	Schlußwort. Jacobi's geistige Bedeutung	169

Inhalt.

Seite

Einleitung 1

I. Düsseldorf am Rhein und Pempelfort, vor Jacobi's Auftreten 7

II. Jacobi's Anfänge. Wieland. 16

III. Jacobi und Goethe 32

IV. Jacobi, der Philosoph, im Verhältniß zu seiner Zeit 66

V. Anbruch der neuen Zeit 89

VI. Jacobi's Wanderjahre 102

VII. Goethe's Meister und Schiller 108

VIII. Jacobi in Eutin 117

IX. Jacobi's Reise an den Rhein und nach Paris . . . 132

X. Jacobi in München 139

XI. Jacobi Präsident der Akademie der Wissenschaften 145

XII. Jacobi über Offenbarung und Natur 151

XIII. Jacobi's letzte Lebensjahre 161

XIV. Schlußwort. Jacobi's geistige Bedeutung . . . 169

„Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder."
Goethe.

Habt ihr jemals, zur schönen Zeit, wo Alles grünt und blüht, das freundliche Düsseldorf besucht? Seid ihr gewandelt durch seine lichten, reinlichen Straßen, über die baumgeschmückten Plätze, und dann wieder hinaus in den reizenden Hofgarten, der mit schattigen Baumgängen, üppigen Wiesen und spiegelnden Wasserflächen die fröhliche Stadt umfängt? — Wenn dann aus jedem Gebüsch euch Nachtigallen grüßen, wenn die Lerche jubelnd in blaue Lüfte steigt, und ein milder Abendhauch in den ragenden Pappeln, den ehrwürdigen Linden spielt, die dort an der stillen Düssel sich reihen, dann vernimmt das Herz den Schauer der Ahndung. Er spricht es klar dem Geiste aus: „hier ist geweihter Boden!" Verlassen wir jetzt den ältern Hofgarten, mit den stolzen Lindengängen, die zu dem Sitze der Fürsten, dem Jägerhofe, führen. Auch da

winken Erinnerungen. Es war in kindischen Tagen, vor mehr als einem Menschenalter, da ich ihn einst vom dichtesten Gewühl umgeben sah. Alle Wege und Straßen füllten goldschimmernde Krieger, in den Bäumen hingen jubelnde Knaben, und mitten hindurch flog auf raschem Schimmel, von polnischen Lanzenträgern umgeben, ein kleiner Mann im grünen Kriegskleide, der neue Cäsar. Es war kurz vor dem Zuge nach Moskau; sein Stern, im Zenith, neigte schon dem Untergange zu. Aber kein Sterblicher ahndete den tiefen Fall, er selbst von Allen am wenigsten. Denn das Schicksal schreitet schnell. Lassen wir ihm sein Recht! — Bleibt doch Vieles, ja Alles, dem Menschen, der sich erkennen will. Seht ihr dort seitwärts das bescheidene Thor? — Es öffnet sich gern auch leisem Druck. Kein grimmiger Hofhund, kein anmaßender Lakai hemmt den Eintritt. Unendliches Blättergesäusel prächtiger Ulmen und Platanen, die südlichen Düfte der Citronen und Pomeranzen empfangen uns, und aus der Ferne über die Wiesen von prangenden Fliederbüschen her die Liebesseufzer seliger Nachtigallen. Die Lüfte scheinen zarte Geheimnisse zu flüstern. Wir sind im Garten der Poesie, im akademischen Haine des deutschen Platon; Friedrich Heinrich Jacobi's geliebtes Pempelfort umgibt uns.

Dort hinter immergrünen Bäumen des Südens birgt sich das geräumige Haus, wo er Jahre der edelsten Thätigkeit zubrachte, von blühender Nachkommenschaft umgeben, und die besten, ausgezeichnetsten Männer und Frauen Deutschlands gastlich empfing. Jenes kleine Nebengebäude beherbergte abwechselnd den muntern Heinse und den ernsten, himmelsuchenden Hamann, kurz vorher, ehe er zu Münster das müde Auge schloß. Hieher lud einst Jacobi den mit seiner Umgebung zerfallenen Lessing, und verhieß ihm Ruhe und Pflege. Aus jenen Fenstern blickte Goethe nachdenklich zu den schon herbstlich bunten Bäumen, da er nach dem wirren Feld- und Lagerleben, beim Zuge gegen Frankreichs junge Freiheit, in der Nähe des frühgeliebten Freundes die bessern Geister seiner Jugend wiederfand. In den Sälen ergingen sich Herder und Fürstenberg; noch wehen dort die zärtlichen Scherze Johann Georg Jacobi's und die eifrige Himmelssehnsucht der Fürstin Gallitzin.

Heiter, mit dem Gefühle wohnlicher Sicherheit, umschließt der Lustgarten das Haus. Nirgend erblickt man im Grün die feste Mauer, nur Wiesen, Linden-, Ulmen-, Pappelgänge, dazwischen mannigfaltiges Gebüsch. Das sind die Schatten, die ich als fröhlicher Knabe mit Jacobi's Enkeln in lautem Jubel durch-

schwärmte. Hier lieferten wir unsre Heldenschlachten; dort auf dem Teiche lockte der schaukelnde Kahn oft in's nicht gewollte Bad; daneben im Ulmenwäldchen stieg, wenn der Abend dunkelte, die züngelnde Lohe unsrer Freudenfeuer empor, und gaukelte malerisch auf dem Wasserspiegel, wenn irgend ein Geburtstag in der zahlreichen Familie die kleine Gesellschaft höher stimmte. Vorüber auch dies! — Nur Eines ist mir geblieben: an den Namen Jacobi knüpfte sich früh der Begriff von würdigem Lebensgenuß und edelstem Behagen aller Verhältnisse. Das war lange vorher, ehe ich nur zu ahnden vermochte, wer und was der Großvater sei, dessen lorbeerbekränzte Büste im Saale jährlich an seinem Geburtstage in fröhlichen Spielen von uns umzogen wurde. Als ich es später erfuhr, da war die Jugendlust vorbei, der von mir nie gesehene Großvater im fernen München bereits gestorben, die Enkel zogen einer nach dem andern in die Welt hinaus. Leben und Lust sind ein Traum. Auch die Erinnerungen, welche über dem Garten zu Pempelfort schweben, gehören schon der Vergangenheit, von der kämpfenden, mit sich selbst beschäftigten Zeit, in der wir leben, kaum noch geachtet. Und doch wie Schatten steigen sie mir herauf, die Bilder jener Tage, und ich sehe in Gedanken eine lange Reihe

mehr oder minder ausgezeichneter Männer und Frauen, die auch mir, während eines Vierteljahrhunderts, in den gastlichen Sälen, unter den hohen Schattengängen von Pempelfort begegneten. Der Geist schien sich diese Stätte einmal erkoren zu haben. Georg Arnold Jacobi, zweiter Sohn des Philosophen, besaß das Gut. Mit F. L. von Stolberg und L. Nicolovius hatte er in der Jugend Italien bereiset; seine Briefe in's väterliche Haus sind gedruckt. Die Erinnerungen des herrlichen Landes verschönerten sein Leben, das im höhern Staatsdienste ihn frühzeitig zu bedeutenden Verhältnissen führte. Die Werke Raphael's und Michel-Angelo's, in trefflichen Kupferstichen, so wie manche mündliche Aeußerung Jacobi's, wenn ich als Knabe in seine erlesene Bibliothek, oder in das schöne Treibhaus ihn begleiten durfte, warfen früh Blitze in meine junge Seele. Und mit fast verwandtschaftlichem Wohlwollen achtete Georg Jacobi auf meine Schritte. So that auch seine edle Gemalin, Luise, geborene Brinkmann, die ein tiefsinniges Gemüthsleben mit geistiger Kraft und Thätigkeit in seltenem Grade verband. Ein Jahr (1845) rief beide ab in's Land des Friedens. Nun erst scheint mir Pempelfort verödet.

Darum, ehe fremde Geister einkehren an der

geliebten Stätte, wollen wir versuchen, das Bild der Vergangenheit heraufzubeschwören: Friedrich Heinrich Jacobi, umgeben von den Gestalten seiner besten Zeit, im Garten zu Pempelfort. Den Zauberstab der Phantasie wollen wir nicht verschmähen, doch vor allen gute Führer befragen. Goethe's Schilderungen in seiner Lebensgeschichte athmen jugendliche Wärme, so oft er dieser Kreise gedenkt. Und jetzt besitzen wir auch seinen Briefwechsel mit F. H. Jacobi, zu kräftigster Bestätigung jener Darstellungen. Vieles bietet aber auch die Sammlung der Werke Jacobi's, und besonders sein Briefwechsel, den F. Roth bekannt gemacht.

I.

Düsseldorf am Rhein und Pempelfort, vor Jacobi's Auftreten.

Versetzen wir uns denn mit einem Schlage um siebzig Jahre zurück, in das Zeitalter Friedrichs des Großen und der Aufklärung, die Blüthe Klopstock's, Wieland's, Lessing's, die Zeit der Empfindsamkeit, des Sturmes und Dranges, den der junge Aar Goethe, mit seinem Götz von Berlichingen und Werther, unter die deutschen Geister gebracht. Wie sah das Leben um 1777 am Niederrhein, wie namentlich in Düsseldorf und Pempelfort aus?

Der siebenjährige Krieg hatte auch hier gewüthet, die Franzosen, welche bei Crefeld am 23. Juni 1758 durch Herzog Ferdinand von Braunschweig geschlagen worden, in Stadt und Land viel Ungebühr verübt. Die Folgen der Theilung Deutschlands in eine Unzahl kleiner Gebiete lasteten immer am schwersten auf den Gränzländern, besonders am Rhein. Das hatte nach dem dreißigjährigen Kriege zuerst die Verwüstung der Pfalz durch Ludwig XIV., dann der spanische Erbfolgekrieg vielfach bewiesen. So erhielt das gesammte Leben eine besondere Färbung:

Land und Leute fielen dem Kleinen, Beschränkten anheim. Kunst und Wissenschaft lagen im Todesschlafe. So kam die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts heran. Da geschah in Deutschland das kaum noch Gehoffte. Ein junger, geistesfrischer König brachte die träge Masse in Bewegung. Dieser Ruck ging durch Alles, — Staat, Sitten, Leben und Kunst. Er wirkte fort auf Jahre, in allen Gegenden deutscher Zunge, besonders auch am Rhein. Düsseldorf, die Hauptstadt des Herzogthums Berg, umgeben von gewerbfleißigen, meist wohlhabenden Orten, hatte schon im 16. Jahrhunderte, unter den letzten Herzogen aus dem Jülich-Clevischen Hause, einen gewissen Schimmer der Bildung erlangt. Die nach 1609 herrschenden Neuburger Pfalzgrafen, seit 1685 Kurfürsten der Pfalz, brachten das heitre Wesen des Südens in's Land: Johann Wilhelm besonders, welcher, nachdem Heidelberg durch Melac verwüstet war, seinen Sitz nach Düsseldorf verlegte, und in der Folge manches prächtige Lustschloß, namentlich aber die vielbewunderte Gemälde-Gallerie gründete. Bis 1805 war sie die Zierde der Stadt und ein nie versiegender Quell der Kunst und des bessern Geschmackes. Denn das Schöne gibt seine Gegenwart durch schöpferische Wirkung zu erkennen. Noch jetzt, nachdem fast ein halbes Jahr-

hundert verflossen, seit die Gallerie nach München entführt ist, gewahrt man in Düsseldorf die Nachwirkungen jener Zeiten. Das freudige Gedeihen der Kunstakademie, 1777 gestiftet, 1822 erneut, spricht dafür. Aber nicht minder thut es die bis auf neuere Zeit dort einheimische Achtung vor Bildung und Geist. Während in den übrigen Rheinstädten — Mannheim und etwa Karlsruhe abgerechnet — Handel und Lebensgenuß Alles überwucherten, zeigt Düsseldorf schon zu der ersten Zeit Friedrich's II. eine gewisse Theilnahme an der neuen Bewegung. Die Confessionen wohnten hier seit lange friedlich neben einander. Ein gutentheils vermögender Adel, auch der Bildung und Kunst nicht abhold, sammelte sich in der Hauptstadt, und gab durch Aufwand und Feste dem Leben Glanz. Reiche Klöster und Stifter, Werden (an der Ruhr), Meer, Wissen, Altenberg (an der Dhün) u. a. nahmen die jüngern Söhne und Töchter auf. Unweit Düsseldorf, in freundlichem Thalgrunde, liegt Gerresheim, aus dessen Fräuleinstift einst Kurfürst Gebhard Truchseß von Waldburg die schöne Agnes von Mansfeld entführte. An demselben Orte finden wir in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts den heitern Frühlingssänger Johann Georg Jacobi zu den Füßen seiner Philaiden, die Legenden der Heiligen Gericus und Hippolytus in

schalkhafte Verse bringend. Näher bei der Stadt, am Fuße des Grafenbergs, im Trappistenkloster Düsselthal (jetzt eine Besserungsanstalt) wurden jene berufenen Lorenzo-Dosen verfertigt, die als empfindsames Erkennungszeichen unter der zahlreichen Yorick-Brüderschaft umliefen, welche so reich an Thränengüssen, als an Thaten arm erschien.

Die Zeit zwischen dem siebenjährigen Kriege und der französischen Umwälzung hatte in Deutschland so Manches angeregt, daß man zuletzt in ein Chaos süßer Schwärmerei versank. Rousseau verwies auf die Natur, Wieland auf die Grazie, Klopstock auf den Messias. Das war zu viel auf einmal für das deutsche Gemüth. Ueber die eigentlichen Zwecke des Strebens noch unklar, überließ man sich dem unbestimmten Drange des Gefühles. Es war etwas Jugendliches in jener Zeit: starke Regsamkeit, lebendige Hoffnung, Jeder von sich und seinem Werth im Tiefsten eingenommen. Dazu der von Friedrich II. ausgehende Trieb zur Aufklärung des Volkes, Ablegung verjährter Vorurtheile, Verbesserung der öffentlichen Zustände, besonders durch die Erziehung. Am Rhein befand sich seit Jahrhunderten der öffentliche Unterricht meist in den Händen der Geistlichkeit, vorzüglich der Jesuiten. Mit ihrer Aufhebung (1773) beginnt eine neue Zeit,

die sich auch hier bald zu erkennen gab. Selbst in den geistlichen Kurstaaten. Zu Cöln war 1761 auf den prachtliebenden Clemens August von Bayern Graf Max Friedrich von Königseck-Rothenfels gefolgt. Er begann Verbesserungen, für welche in seinem Hochstifte Münster besonders der geistvoll verständige Fürstenberg wirkte. An die Seite der veralteten Universität Cöln setzte Kurfürst Max Franz, Bruder Joseph's II. (1785 — 1801), die neue Hochschule zu Bonn, welche der Aufklärung Bahn brechen sollte. Zu Trier und Coblenz geschah Manches durch den letzten Kurfürsten Clemens Wenzeslaus, Prinzen von Polen, Oheim Ludwigs XVI., so lange die Parteiung ihm Ruhe ließ. In Mainz umgab der weltmännische Friedrich Karl von Erthal (1774 — 1802) seinen Hof mit Glanz, und berief ausgezeichnete Protestanten, wie Georg Forster, Heinse, Johannes Müller, in seine Nähe. Natürlich wirkten diese Vorgänge mit auf die Zustände von Düsseldorf. Von drei Seiten lag das Herzogthum Berg umschlossen von des großen Friedrich Ländern, — Cleve, Mark und Ravensberg; in wenigen Stunden war von der Hauptstadt aus die Gränze erreicht, und ohnedies schauten die protestantischen Gemeinden gern hinüber in sein Gebiet. Für sie war die Universität zu Duisburg, von Friedrich Wilhelm, dem großen Kurfürsten,

gestiftet, ein Brennpunkt des Wissens und der Bildung. Herzog von Jülich und Berg war, nach dem Aussterben der Neuburger Linie, 1742 Kurfürst Karl Theodor aus dem Hause Sulzbach geworden. Ueber ein halbes Jahrhundert, bis 1799, beherrschte dieser wohlwollende, persönlich nicht unbegabte Fürst das schöne Erbe der Pfälzer, und vereinigte damit 1777, nach dem Aussterben des Kurhauses Bayern, auch dessen Länder. Abwechselnd zu Mannheim und zu Düsseldorf, doch meist an jenem Orte, hielt er seinen lebensfrohen Hof. Zu Düsseldorf bestand unter einem Statthalter eine Regierung, die Hofkammer genannt. Auch hier begegnet um 1770 uns das Trachten nach Fortschritten und Verbesserung. Freilich nicht immer mit glücklichem Erfolg, nicht ohne Mißgriffe. Aber der lange Frieden trug goldne Früchte. Der Ackerbau blühte, besonders im Jülich'schen, dagegen im Bergischen Handel und Fabriken. Seit Jahrhunderten waren Solinger Stahlwaaren auf allen Märkten der Welt gesucht; Elberfeld und Barmen rühmten sich ihrer Weberei und Färberei, so wie der schönen Bleichen an der rauschenden Wupper.

In Düsseldorf, der Hauptstadt, zugleich der Landesfestung, gab es wenige oder keine Fabriken. Eine der ersten errichtete dort um 1766 ein aus dem

Hannöver'schen eingewanderter Kaufmann, Johann Konrad Jacobi. Von seiner Familie ist zu bemerken, daß er von einem Prediger Johann Andreas Jacobi stammte; sein Bruder Johann Friedrich Jacobi war gleichfalls Prediger, zuletzt General-Superintendent in Celle. Auch Johann Konrad Jacobi war nicht ohne Geist und Kenntnisse. Besonders aber beglückte ihn der Besitz der edelsten Gattin, einer geborenen Fahlmer aus Düsseldorf, welche ihm zwei Söhne schenkte, Johann Georg und Friedrich Heinrich. Nach ihrem Tode erhielt er von seiner zweiten Frau noch drei Kinder: Charlotte, Helene und Peter. Dies ist der Familienkreis, welchem der Philosoph Jacobi entsprang. Die Umstände des väterlichen Hauses waren behaglich, ja reich. Johann Konrad Jacobi besaß ein ansehnliches Haus in der Stadt, mit der Aussicht auf den Wall und über dessen Baumreihen hinaus in's Freie. Außerdem legte der begüterte Handelsmann zu Pempelfort, einige Minuten vor dem Thore, an dem wasserreichen Düsselbache, einen weitläufigen Garten an. Unter dessen fröhlich aufgrünenden Obst- und Zierbäumen brachte er gern seine Mußestunden zu. Hier erbaute er ein Treibhaus und Wohnungen für Herrschaft und Gärtner. Gleich daneben, jenseits des Baches, legte er alsdann eine große Zuckerfabrik an.

Von dieser versprach sich Jacobi reichen Gewinn, allein gerade sie ward sein Unglück. Bald hernach brannte sie ab. Er aber, von der Regierung aufgefordert und unterstützt, baute sie wieder auf. Unterdessen hatten die Handelsaussichten sich völlig geändert; das Geschäft stockte, Jacobi gerieth in schlimme Verlegenheit. Hunderttausend Thaler waren verloren, und dazu schuldete er der Hofkammer noch 26,000 Thaler*), für welche Summe er derselben 1774 die Gebäude und Geräthe der Fabrik überließ. Der Garten jedoch und das Landhaus blieben in seinem Besitz. Schon damals vereinigte diese Villa oft die Glieder der Familie Jacobi. Es war die Zeit gekommen, wo dieser Name auch in weitern Kreisen einen guten Klang erhielt. Denn schon wurde der Dichter Johann Georg Jacobi in Deutschland mit Achtung genannt, mehr noch bald darauf sein jüngerer Bruder Friedrich Heinrich.

Es ist überall mißlich, bei der Betrachtung ausgezeichneter Männer den Gelehrten und Schriftsteller von dem Menschen zu trennen: bei F. H. Jacobi ist es geradezu unmöglich. Immer stand ihm das Menschliche in erster Reihe; die Unmittelbarkeit des Lebens ward ihm Prüfstein der Wissenschaft.

*) F. H. Jacobi's Briefwechsel, Th. I. S. 157.

II.

Jacobi's Anfänge. Wieland.

Friedrich Heinrich Jacobi ward am 25. Januar 1743 zu Düsseldorf geboren, zwei Jahre nach seinem Bruder Johann Georg. Mit diesem erhielt er zu Hause sorgfältigen Unterricht. Allein so rasch sich der junge Dichter entwickelte, so langsam waren Friedrich's Fortschritte. Sein Bruder bezog 1758 die Hochschule zu Göttingen, er aber ward 1759 als Handlungslehrling nach Genf geschickt, um sich im Französischen zu vervollkommnen. Hier nun, durch den Unterricht des Mathematikers Le Sage, durch den Umgang begabter Freunde, erwachte sein Geist. Er empfand zum ersten Male den Drang zu höherer Wahrheit und Gewißheit, der ihn seitdem nicht mehr verließ. Neunzehn Jahre war er alt geworden, als er (1762) in das väterliche Haus zurückkehrte, und, nach des Vaters Wunsche, die Handlung übernahm. Bald darauf verband er sich mit Betty von Clermont, der Tochter eines reichen Handelsmannes zu Vaels bei Aachen, die der Stern seines Lebens ward. Allein die Arbeit auf dem Comptoir sagte dem strebenden Geiste gar nicht zu. Mit Le Sage in Genf ward fortwährend ein

wissenschaftlicher Briefwechsel geführt. Schon damals erstrebte Jacobi eine Verbindung der Welterfahrung, des erscheinenden Lebens mit Tiefe der Forschung, welche der Philosophie in Deutschland bis dahin völlig unbekannt schien. So ward er 1770 durch seinen Bruder Georg mit Wieland bekannt, der seit Jahren schon in seiner leichten Art für das, was er Philosophie der Grazien nannte, thätig, auch durch zahlreiche Werke, wie Agathon (1766), Idris, Musarion (1768), längst nicht mehr unberühmt war. Eben jetzt arbeitete Wieland an Vollendung des Agathon, dem er seine gesammte Lebens- und Weltansicht mitzugeben gedachte. Wie erfreut mußten beide Jacobi seyn, daß Wieland auf ihr Urtheil, ihren Beifall sichtbar hohen Werth legte! — Auch Sophie La Roche, Wielands Jugendfreundin, damals zu Ehrenbreitstein bei Coblenz, gehörte bald zu dem Jacobi'schen Freundeskreise. Hier wehten milde, weiche Lüfte; man entzückte und betrübte sich abwechselnd, immer unter Strömen von Thränen. Männer gegen Männer rühmten in Briefen sich der Gluth ihrer Empfindungen, der reichlichen Zährengüsse. Solche Schwäche und Weichheit schwebte damals, wie eine trübe Wolke, am Horizonte von Deutschland. Selbst Klopstock war ihr nicht entgangen. Nur der einzige Lessing steht auch da, wie immer, frei und groß. Wieland hatte

freilich seine weinerlichen Jugendergüsse später mit französischer Glätte, mit ironischem Spotte vertauscht. Doch nicht ohne Rückfälle in die frühere Art. In einem Briefe vom 16. Juni 1771 beschreibt F. H. Jacobi (Briefwechsel, I. 35), wie er Wieland zu Ehrenbreitstein im Hause seiner Jugendfreundin Sophie La Roche kennen gelernt. Es war im Mai dieses Jahres, wo beide Jacobi dort mit Wieland vierzehn glückliche Tage verlebten. „Der freimüthige, heuchellose Wieland, heißt es hier, dem der Himmel zu der Leier des Apollo auch das erhabene Wohlwollen dieses Gottes gab, ist, seiner äußern Gestalt nach, ein zarter, hagerer Mann von mittelmäßiger Größe. Beim ersten Anblicke scheint seine Physiognomie nicht sehr bedeutend; denn seine Augen sind klein und etwas trübe, und die Menge von Blatternarben, womit seine Haut überdeckt ist, machen, daß seine Züge nicht genug hervorstechen, um sich gehörig auszeichnen zu können. Nichts desto weniger drückt sich in seiner ganzen Geberde das Feuer seines Geistes und der Charakter seiner Empfindungsart auf eine außerordentliche und eigenthümliche Weise aus. Wann er stark gerührt ist, so geräth sein ganzer Körper, doch auf eine fast unmerkliche Weise, in Bewegung, seine Muskeln dehnen sich aus; seine Augen werden heller und glänzender; sein Mund öffnet sich etwas; und so

bleibt er in einer Art von Erstarrung, bis er einige Worte ausgesprochen, oder seinem Freunde die Hand gedrückt hat. Dieser Ausdruck in Wieland's Person ist so fein, daß er den meisten unbemerkt bleiben muß; ich aber bin mehr als einmal davon bis auf das Mark erschüttert worden." Ganz in dieser Art gehalten ist denn auch die Begegnung Wieland's mit Sophien, wie sie (S. 39 f.) geschildert wird. „Der Herr von La Roche lief die Treppe hinunter ihm entgegen, ich (Jacobi) ungeduldig ihm nach; und wir empfingen unsern Freund unter der Hausthüre. Wieland war bewegt und etwas betäubt. Während dem, daß wir ihn bewillkommten, kam die Frau von La Roche die Treppe herunter. Wieland hatte eben mit einer Art von Unruhe sich nach ihr erkundigt, und schien äußerst ungeduldig, sie zu sehen; auf einmal erblickte er sie — ich sah ihn ganz deutlich zurückschauern; er hatte dabei die Miene, die ich vorhin zu beschreiben versucht habe. — Sophie neigte mit einer himmlischen Miene sich über ihn, und sagte mit einem Tone, den keine Clairon und keine Dubois nachzuahmen fähig sind: „Wieland — Wieland — o ja Sie sind es! — Sie sind noch immer mein lieber Wieland!" — Wieland von dieser rührenden Stimme geweckt, richtete sich etwas in die Höhe, blickte in die weinenden Augen seiner Freundin, und ließ dann

sein Gesicht auf ihren Arm zurücksinken. Keiner von den Umstehenden konnte sich der Thränen enthalten. Mir strömten sie die Wangen hinunter; ich schluchzte, ich war außer mir. — Vor meiner Ankunft in dem La Roche'schen Hause (sagt Jacobi im Verfolge) hatte das sympathetische Gefühl noch kein Mal mein Herz ganz eingenommen; auch hatte ich mich noch kein Mal in dem Grade glücklich gefühlt. Nunmehr schien mir mein ganzes voriges Leben Tand." — Dies geschah drei Jahre vorher, ehe Goethe den Werther schrieb, welchen man so oft mit Unrecht als Quelle jener leidigen Empfindsamkeit bezeichnet hat, deren Haltlosigkeit allein er beweisen soll. Jacobi selbst war schon seit Jahren mit der liebenswürdigsten Gattin glücklich gewesen, als er in die Geheimnisse der empfindsamen Zärtlichkeit eingeweiht wurde. Wieland kehrte im Juni 1771 nach Erfurt zurück, wo er seine Frau mit der dritten Tochter eben in Wochen fand. Da schreibt er denn an beide Jacobi und die andern Freunde: „Ich bin ein sehr glücklicher Mensch; wie viele vortreffliche Männer, Weiber, Knaben und Mädchen lieben mich! Und o wie liebe ich euch, meine liebsten Brüder und Schwestern Jacobi! Niemals werde ich es euch sagen können, wie sehr. Wie selig waren die Augenblicke, die ich mit euch gelebt habe!" (Briefwechsel, I. 33.). Doch bereits am 17. Juni

1771 äußert F. H. Jacobi gegen Sophie La Roche, offenbar mit Beziehung auf den fratzenhaften Leuchsenring, Widerwillen gegen „alle Arten von leiblichen und geistigen Verrenkungen," und warnt vor dem Versuche, zu den einfachen Naturempfindungen neue erfinden zu wollen. So machte doch gegen das Uebel der Zeit der Verstand sich wieder geltend. Seit dieser Zeit knüpfte sich enger die literarische Verbindung zwischen Wieland und F. H. Jacobi. Der letztere schickte Wieland einige von ihm in's Französische übersetzte Werke seines Bruders Johann Georg, welcher schon 1770 zu Halberstadt seine Gedichte in zwei Theilen herausgegeben hatte. Denn seit 1766 war er mit Gleim bekannt, seit 1769 Canonicus zu Halberstadt geworden, wo er mit Gleim, Michaelis, Clamer Schmidt und andern Gliedern jener Schule in zärtlichster Freundschaft schwärmte. Jene französische Uebersetzung wird es wohl seyn, die 1771 zu Paris in zwei Theilen erschien, von dem Verfasser des Lebens Johann Georg's Jacobi (Sämmtliche Werke, Zürich 1822. Bd. VIII. S. 40) einem „unbekannten Uebersetzer" beigelegt. Denn F. H. Jacobi war durch seinen Aufenthalt in Genf des feinern französischen Ausdruckes in hohem Grade mächtig (wie er auch später oft bewies), aber bis dahin noch nicht Schriftsteller. „Die Ueber-

setzung macht dem Uebersetzer Ehre, sagt hierauf Wieland (S. 47), und setzt die Ausländer in den Stand, sich von der Wahrheit der Lobsprüche zu überzeugen, welche die Vorrede dem Dichter gibt. Diese Vorrede ist ein Beweis, was für ein großer Schriftsteller der werden könnte, der sie geschrieben hat, wenn er sich entschließen wollte, Schriftsteller zu seyn." Hocherfreut antwortet F. H. Jacobi aus Gerresheim, wo er sich von einer Nervenschwäche erholen wollte (24. August 1771), dem Freunde, zieht ihn über Bücher zu Rathe, und so knüpft sich ein sehr genaues literarisches Verhältniß, ein fast ununterbrochener Briefwechsel zwischen Wieland und F. H. Jacobi an, welcher bis zum October 1777 fortläuft. Die Frucht dieses Verhältnisses war der deutsche Mercur, dessen Idee von F. H. Jacobi (nach Art des **Mercure de France**) zuerst in einem Briefe an Wieland (Düsseldorf, 10. August 1772), ausging. Wieland warf den Gedanken auf, in Verbindung mit beiden Jacobi und einem gewissen Bärstecher, eine gemeinschaftliche Buchhandlung sowohl zum Selbstverlag ihrer Werke, als der Schriften andrer „vortrefflichen Genien," eines Herder, Kant, Garve, Schlosser ꝛc. zu gründen. Unterdessen hatte F. H. Jacobi im Januar 1772 aufgehört, Kaufmann zu seyn, und

war vom Kurfürsten Karl Theodor, auf den Antrag des Statthalters zu Düsseldorf, des Grafen von Goltstein, zum Rath bei der dortigen Hofkammer ernannt worden. Sein Fach war ein praktisches, seiner frühern Ausbildung entsprechendes, das Zollwesen. Er betrachtete diese Veränderung seiner Lage als ein Glück. Wieland freute sich wohl, Jacobi von den Geschäften und Sorgen des Comptoirs losgemacht zu sehen, befürchtete aber doch, es werde dem Freunde nun wenig Muße und Freiheit bleiben. „Ah, mon frère, que je crains ces postes dans les finances! Vous étiez un homme libre, et vous devenez esclave; vous ne dépendiez de personne, et vous allez dépendre de la cour. Vous osiez penser hautement, et vous vous mettez dans le cas ou de vous taire, ou de vous faire des ennemis.“ (Briefwechsel I. 60.) Diese Vorhersagung erfüllte sich acht Jahre später. Im Jahr 1779 ernannte der Kurfürst F. H. Jacobi zum Jülich-Bergischen Geheimen Rathe und Ministerial-Referenten über das gesammte Zoll- und Commerzwesen. Seit Kurzem war der Pfälzische Kurfürst Karl Theodor auch Kurfürst von Bayern (1778) geworden. Jacobi's Tüchtigkeit in seinem Berufe wurde anerkannt. Im Anfange des Jahres 1779 begab er sich mit dem Minister von Hompesch, seinem Gönner,

nach München, wo große Verbesserungen besprochen werden sollten. Als aber Jacobi in München der Ausdehnung der baierischen Mauth über die Herzogthümer Jülich und Berg sich kräftig widersetzte und die bisherige Handelsfreiheit als erste Bedingung des Wohlstandes jener Länder verlangte, hierin Adam Smith völlig beistimmend*), traf ihn bald die Ungnade des Hofes. Es geschah gerade ein Jahr darauf, im Sommer 1780. Jacobi verlor die Zulage, als Geheimer Rath, ward jedoch nicht bewogen, deshalb seine Entlassung nachzusuchen, wie ihm Freunde riethen. Es war die schönste, glücklichste Zeit seines Familienlebens, seiner Verbindung mit den besten Männern des Vaterlandes. Allein gegen diese stiegen gerade damals überall Wolken auf. Am 16. September 1780 erhielt der edle Minister von Fürstenberg zu Münster, bei einem öffentlichen Examen, das Ansinnen des Kurfürsten Max Friedrich von Cöln, um seine Entlassung einzukommen, was er gleich darauf mit der Ruhe eines Weisen that; er behielt sein Gehalt und die Leitung des Schulwesens. Fast gleichzeitig wurden der Kur-Trierische Minister, Freiherr von

*) S. die vortrefflichen, damals geschriebenen politischen Rhapsodien, im 6. Bande der Werke, S. 343—418. Jacobi's Ansichten bewähren sich noch jeden Tag als die rechten.

Hohenfeld, und der Canzler, Herr von La Roche, durch Kurfürst Clemens Wenceslaus von Trier, entlassen, weil sie als Neuerer verdächtigt worden waren. Mit solchen Vorzeichen kündigte sich am Rheine die Gegenwirkung an, welche bald darauf in dem großen Strudel der Umwälzung unterging.

Wir kehren zurück zu F. H. Jacobi's schriftstellerischer Thätigkeit. Im Anfange derselben begegnet uns fast nur Kritik über Wieland's Arbeiten, z. B. die neue Ausgabe des Agathon im Jahr 1772. Mit richtigem Takte rügt er das Bedenkliche, der Tugend Gefährliche in den Gesprächen des Helden mit dem Sophisten Hippias, und beruft sich auf Lessing's mündlichen Ausspruch: „Als ein Werk der Kunst betrachtet ist die Geschichte des Agathon vortrefflich, aber ein sittlich gutes Buch ist sie nicht.“ (Briefwechsel I. 83.) Daß Wieland mit der Schwärmerei nur zu oft auch die Tugend an den Pranger stelle, sagt Jacobi seinem Freunde rund heraus, und spricht damit jenem einst bewunderten Romane sein Urtheil, welches die Folgezeit durchaus bestätigt hat. Wieland vertheidigt sein Werk so gut er kann, aber schon jetzt tritt der große Zwiespalt seiner und der Jacobi'schen Lebensansicht klar hervor. „Mir scheint es, sagt Jacobi (Briefw. I. 100), nach reiflichem Nachdenken und vielfältiger Beobachtung, unstreitig

zu seyn, daß Hochachtung und Liebe, welche wir gegen andere Menschen empfinden, allemal auf diejenigen Eigenschaften sich beziehen, wodurch der Mensch sich selbst als Mensch und andern Menschen nützlich wird. Der Mensch liebt und schätzt hoch, was dem Menschen nützlich ist, nämlich, was das vollkommenste und liebenswürdigste Wesen, welches er kennt, vollkommener und liebenswürdiger macht." (Brief an Wieland, Düsseldorf, 23. November 1772.) Unterdessen wurden für den Mercur neue Mitarbeiter geworben, namentlich auch Merk in Darmstadt, durch Sophie La Roche (Briefw. I. 101), welcher denn auch schon im Februar 1773 mehrere Beiträge an Jacobi einsandte. Wieland übernimmt die Mühen und Sorgen des Herausgebers nicht gern. „Ich bin des Mercurs schon satt," schreibt er an Jacobi am 12. März 1773, „ehe er noch ausgegangen ist. Wir sollten uns wenigstens alle Wochen ein paarmal sprechen können. Ich sehe vor, daß wir oft in unsern Ideen und Gesinnungen divergiren werden." (Briefw. I. 111.) Besonders ungehalten zeigt sich Wieland über die jungen Dichter. Auch J. G. Jacobi ist ihm „gar nicht, was er seyn könnte und sollte. An Genie, an Gefühl, an Imagination fehlt es uns nicht, aber an Geschmack. Und dann wünschte ich zu Gott, daß man entweder die Welt

mehr kennen, oder, wenn man sie kennt, sie weniger verachten möchte.“ — Wer kann Wieland hier Unrecht geben? — Die eigentliche Schwäche der Gleim-Klopstock’schen Richtung, an welcher Wieland selbst freilich nicht unschuldig war, wird hier aufgedeckt, wie es die Folge klar gezeigt. Es fehlte der gesammten deutschen Poesie der Inhalt; — er kam erst mit Goethe. — Bald darauf, im März 1773, erhielt Jacobi von Wieland das erste Stück des deutschen Mercur’s zugesandt. So hatte denn eine Zeitschrift begonnen, welche die bessern Geister Deutschlands um sich zu sammeln versprach. Allein nicht lange blieb sie dieser Richtung treu, sondern wandte sich bald der flachen Mittelmäßigkeit, der Berliner Aufklärung zu. Schon beim zweiten Stücke, im Juli 1773, zeigte sich dies. Wieland lobte hier Nicolai’s hausbackenen Roman „Sebaldus Nothanker,“ als ein vortreffliches Buch, und gedachte mit Ruhm der „Allgemeinen deutschen Bibliothek.“ Wie natürlich, nahm dies Jacobi übel. Denn der Nothanker enthielt, wie man glaubte, eine Verspottung seines Bruders, des Dichters, und auch sonst sah er mit Verdruß das Alltägliche als ausgezeichnet gepriesen, wie denn ein Schirach und Schröckh im Mercur mit Tacitus und Livius ver-

glichen wurden. So brach im Beginne gleich ein offnes Zerwürfniß zwischen Wieland und Jacobi aus. Auf Jacobi's Klagen erwiederte Wieland am 14. August 1773: „Ein für allemal, mein lieber Jacobi, Ihr Genius ist dem meinigen zu stark. Abraham und Loth waren auch Brüder, wie wir; aber wie sie merkten, daß es mit ihnen dahin kommen wollte, wohin es mit uns gekommen ist, waren sie so klug und schieden in Frieden. Das ist nunmehr wohl das Beste, was wir thun können." (Briefwechsel I. 137.) Es scheint hiernach, Wieland habe den Mercur allein übernehmen wollen. Er war seit 1772 von der Herzoginn Amalia als Erzieher der jungen Prinzen Karl August und Constantin nach Weimar berufen, und befand sich dort in behaglichen Verhältnissen. Allein zu einem so umfassenden Unternehmen, wie der Mercur, brauchte er doch immer die Hülfe vermögender Freunde. Er vernachlässigte denn auch diese kaufmännische Rücksicht keinesweges, und lenkte gleich wieder ein. Noch ehe Jacobi auf Obiges antworten konnte, schon am 20. August 1773, schreibt er demselben von seiner fortdauernden Liebe zu ihm. „Sagen Sie mir," fügt er hinzu, „ich beschwöre Sie, wie machen wir's, daß unsre Köpfe so gut zusammentönen, als unsre

Herzen*)?" — Er verlangt von Jacobi's Genius mehr Nachgiebigkeit gegen das Gewöhnliche, Alltägliche, ein bequemes Geltenlassen, welches zu lange schon auf den deutschen Litteratur-Verhältnissen gelastet hatte. Man darf hierbei freilich nicht vergessen, daß Wieland vor Jacobi zehn Jahre des Lebens und der Erfahrung, und einen fast eben so alten litterarischen Ruhm, voraus hatte. Er konnte sich ein für allemal in die Bestrebungen der jüngern Geister nicht mehr finden, wie er bald auch an Goethe erfuhr. Auf einem ganz verschiedenen Standpunkte des Lebens und der Bildung, als Jacobi, mußte er dem Veralteten mehr zugethan seyn, als der lebenvollen Zukunft, die sich bereitete. Ihr aber huldigte Jacobi. Gerade als das Verhältniß zu Wieland sich zu lösen begann, knüpfte sich für ihn ein neues an, das bald jedes andere verdunkelte.

Doch bevor wir diesen Wendepunkt in Jacobi's

---

*) Dieses Unstäte, Launische in Wieland's Wesen mußte wohl auffallen. Noch im Jahr 1787 theilt Schiller in einem Briefe an Körner, aus dem Munde Reinholds, der Wieland's Schwiegersohn war, starke Züge dieser Art mit. S. Schiller's Briefwechsel mit Körner, Berlin, 1847. I. S. 164 f. S. 180 f. „Wieland hat eine höchst reizbare Empfindung, sagt Schiller, welche ihn nie zu Grundsätzen kommen läßt."

Leben näher in's Auge fassen, werfen wir auf seine Thätigkeit am Mercur noch einen Blick. Er legte hier seine ersten schriftstellerischen Versuche nieder. Es ist nur Weniges, doch in seiner Art nicht ohne Bedeutung. Zuerst (Stück 1.) eine Betrachtung über die von Herder in seiner Abhandlung vom Ursprung der Sprache vorgelegte Erklärung der thierischen Kunsttriebe. Alsdann (Stück 4.) Briefe über die **Recherches philosophiques sur les Egyptiens et les Chinois par M. de Pauw.** In beiden Aufsätzen, welche mit Recht in die Sammlung von F. H. Jacobi's Werken (Bd. VI. S. 243—344.) aufgenommen sind, zeigt sich schon der ruhig entwickelnde, klar von einzelnen Erfahrungen zu allgemeinen Sätzen fortschreitende Verstand, welcher den Philosophen auszeichnet. Hier ist keine Spur von Schwärmerei und Empfindsamkeit. Herder's Ansicht von den Kunsttrieben der Thiere wird durch Beispiele aus der Natur widerlegt, und darauf hingedeutet, daß nicht beschränkte Sinnlichkeit, sondern die weltumfassende Kraft des Denkens, des Zweckbegriffes, aus denselben hervorleuchte. Und eben so ruhig und besonnen gehen die Briefe (es sind in allem vier) mit den etwas sprudelnden Nachforschungen des Santener Cano-

nicus de Pauw*) um, welcher sich bemühte, die gepriesene Weisheit und Glückseligkeit der Chinesen und der alten Aegypter, ein Steckenpferd des achtzehnten Jahrhunderts, auf ihr richtiges Maß zurückzuführen. An de Pauw lobt Jacobi besonders die gerade, unbefangene Vernunft, und führt manche von ihm hervorgehobene Thatsache an. Aber er verschweigt auch nicht (Brief 4.), wo dessen Ansichten vom Ursprunge und Wesen der alten Religionen, namentlich der ägyptischen Naturverehrung, ihm nicht genügen. Man erkennt darin schon den selbstständigen Denker, und die Erwähnung des Spinoza, als „desjenigen unter allen Anhängern des Atheismus, der über falsche Grundsätze am besten raisonnirt hat," (Werke, VI. 301) deutet im voraus hin auf den Kampf, welchen Jacobi in der Folge so eifrig führte.

Mittlerweile war Diderot in Düsseldorf zum Besuch, im August 1773. Jacobi machte mit ihm, wie er an Sophie La Roche schreibt ziemlich genaue Bekanntschaft. „Dieser berühmte Mann, sagt

*) Friedrich II. ließ, nach Guichards (Quintus Icilius) Tode, 1776 den Canonicus de Pauw, als gelehrten Gesellschafter nach Potsdam kommen, der sich aber, in seiner freimüthigen Weise, dort so sehr mißfiel, daß er nach Santen eilig zurückkehrte. Büsching, Charakter Friedrich's II. S. 76.

er, besitzt einen feurigen Geist, kühnen und lebhaften Witz; — aber gewiß ist das herrschende Gefühl des Schönen und Wahren nicht das, was ihn zum Genie macht, wenn er ein Genie ist." (Briefw. I. 142.) Man sieht, die französische Philosophie jener Zeit sagte Jacobi nicht zu, Rousseau etwa ausgenommen. Er klagt über körperliche Leiden und Anderes, das ihn trockener gemacht. „Bei allem dem, setzt er hinzu, fühle ich Jugendkraft in meiner Seele, und ich glaube fest, diese tritt ihr Jünglingsalter nun erst an." Jacobi befand sich im 31. Lebensjahre. Die wichtigste Erfahrung stand ihm nahe bevor.

III.

Jacobi und Goethe.

Im Sommer 1773 machte Jacobi's Gattin, Betty, mit Charlotten, seiner Halb-Schwester, und Adelaiden, einer Verwandten*), eine Reise nach Frankfurt. Hier kam Betty mit Goethes Schwester Cornelie in Berührung, und deren ernstes, starres, ja, wie es Goethe nennt, gewissermaßen liebloses Wesen ward erheitert im Umgange dieser „ohne eine Spur von Sentimentalität richtig fühlenden, sich munter ausdrückenden, herrlichen Niederländerin, die, ohne Ausdruck von Sinnlichkeit, durch ihr tüchtiges Wesen an die Rubens'schen Frauen erinnerte." So schildert sie Goethe (Dichtung und Wahrheit, III. 214), einen innigern Antheil nicht verbergend; so hat sie in der Folge F. H. Jacobi in einer der Hauptfiguren seines Allwill, Amalien, dargestellt; so tritt die edle Frau jetzt in den beiden launigen Briefen uns entgegen, die sie Goethe'n schrieb, ehe derselbe mit ihrem

*) Es ist jene Demoiselle Fahlmer, deren gemüthliche Zartheit und Bildung Goethe so sehr erhebt. Dichtung und Wahrheit, III. 214. (Werke, Bd. XXII.).

Gatten in Verbindung stand. Die Briefe, welche Goethe mit Betty wechselte, wurden der Anlaß zur innigen Freundschaft mit F. H. Jacobi, nachdem die süßliche Selbstgefälligkeit in dem Gleim-Jacobi'schen Briefwechsel zwischen dem Ober- und Nieder-Rhein bisher eine gewisse Mißhelligkeit, durch allerlei dagegen laut gewordene Scherzreden, erzeugt hatte. Im September 1773 reisete F. H. Jacobi nach Coblenz zu Sophie von La Roche, und traf dort mit den von Frankfurt heimkehrenden Frauen zusammen. Hier ohne Zweifel erhielt Betty Jacobi den vor Kurzem bekannt gewordenen, nicht datirten ersten Brief Goethe's, welcher also in den September 1773 fällt. Wenn der verehrte Herausgeber des Briefwechsels zwischen Goethe und F. H. Jacobi (Leipzig, Weidmann, 1846), der jüngste Sohn des letztern, Max Jacobi, Königl. Preuß. Geh. Ober-Medicinalrath zu Siegburg, in der Vorrede S. VII. glaubt, es müsse der erste Brief Goethe's fehlen, so bin ich nicht dieser Meinung; sondern der freilich etwas abgerissene Eingang des hier voranstehenden Briefes: „Ich kann Ihnen das Mährchen nicht schaffen, und habe nichts, als das Ding da, das Sie vielleicht nicht interessirt," u. s. w. läßt vielmehr auf mündliche Versprechungen und Aufträge, von Betty vor Kurzem in Frankfurt gegeben, schließen.

Das Mährchen wird wohl kein anderes seyn, als die zwei Jahre früher bei Frideriken in der Laube zu Sesenheim erzählte Neue Melusine*), welche damals vermuthlich noch nicht aufgeschrieben war. S. Wahrheit und Dichtung, II. 286. Goethe's Werke, Bd. XXI. „Das Ding da" aber, welches Betty erhält, um es der La Roche zu geben, ist jener leidenschaftliche „Halbunsinn," den Goethe einst bei schrecklichem Wetter auf dem Wege vor sich hin sang (Wahrheit und Dichtung III. 89.), später unter dem Titel „Wanderers Sturmlied" in die Sammlung der Gedichte aufgenommen. An Betty schickt Goethe sodann am 3. November 1773 „ein Geles," d. h. eine Lectüre: „ist's nicht das beste, ist's doch das neuste, und so gut, als ich's habe. Die Bogen der Comödien heben Sie auf; ich schicke die übrigen nach und nach." Unter den Comödien dürfen wir uns weder den Götz von Berlichingen denken, den Goethe im Sommer 1773 in Gemeinschaft mit Merck drucken ließ (Wahrheit und Dichtung III. 152 f.), noch den viel spätern Clavigo, sondern das Jahr-

*) Goethe hat es später dem dritten Buche von W. Meister's Wanderjahren (Werke, Band XIX. S. 56—83) eingefügt. Melusine, die liebliche Trösterin der Menschen, aus dem alten Geschlechte der Zwerge, ist ein Sinnbild der dichtenden Phantasie, die ihre Getreuen in einer allen Uebrigen verborgenen Welt beglückt.

marktsfest zu Plundersweilern, jenes derbe „Schönbartspiel“ (Goethe's Werke, VII. 113 f.), das kurz vorher aus allerlei Scherzen und Einfällen des muntern Frankfurter Kreises entstanden war, in welchem Goethe sich so wohl befand. Betty Jacobi dankt schon den 6. November sehr freundlich, in dem heitersten Briefe, und sagt: „Orgelum Orgeley Dudeldumdey haben wir gestern einige Mal angestimmt.“ Sie meint das schnurrige Lied des Schattenspielmanns (Goethe's Werke VII. 141.) von Schöpfung, Paradies und Sündenfall. Unter dem wir ist aber F. H. Jacobi mitzuverstehen. Denn an demselben Tage schreibt dieser an Wieland (Briefwechsel I. 151.), daß Betty“ eine allerliebste Schnurre, der Jahrmarkt zu Plundersweiler“ von Goethe geschickt erhalten. Wie heiter und rein mußte das Frauengemüth seyn, das so ruhig unbefangen dem Uebermuthe des jungen Dichters entgegentrat, und ohne alle Furcht, sich dabei das Mindeste zu vergeben, auf seine kühnen Scherze einging! — Und er empfand dessen vollen Werth. Seine Antwort (Goethe's Briefwechsel mit Jacobi S. 12), die wohl irrig vom 7. (statt vom 9.) November datirt ist, lautet: „Ich möchte Ihnen nicht schreiben, beste Frau, in der Laune, in der ich bin, und möcht' Ihnen doch gleich sagen, wie viel Freude mir Ihr Brief gemacht hat. Ihre Stimme, Ihr Wesen ward

um mich lebendig, und Sie müssen fühlen, wie werth mir Ihre Gegenwart ist. Schon eine Stunde steh' ich da, und bespiegle mich in Ihrem Brief, und bin an Ihrem Bette; — aber gute Nacht, beste Frau. Wenn ich mit Ihnen nicht von Herzen reden kann, lieber stille." Gleich darauf meldet Goethe an Johanna Fahlmer (F. H. Jacobi's angeheirathete Tante, nachherige (1777) zweite Gattin von Johann Georg Schlosser, der im November 1773 Goethe's Schwester heimführte,) das Erscheinen des „Schand- und Frevel-Stückes" Götter, Helden und Wieland. Lenz, sein angeblicher Freund, hatte diese derbe Satire gegen Wieland, dessen Alceste und den Mercur, in Straßburg voreilig drucken lassen, um Goethen zu schaden. Nun ist's richtig, man braucht nur einen Blick zu werfen in diese Spottreden, mit welchen hier Euripides, Mercur, Alceste und Hercules „einen gewissen Wieland, Hofrath und Prinzen-Hofmeister zu Weimar" und seinen Mercur heruntermachen, um zu begreifen, daß Alles, was damals in Deutschland entweder Wieland bewunderte, oder gar schwächer war, als er, mit Entsetzen sich von dem Uebermuthe des jungen Recken abwandte, welcher als einen solchen vor Kurzem erst im Götz von Berlichingen sich dem erstaunten Deutschland erwiesen hatte. — In demselben Briefe verheißt

Goethe, das „versprochene Fastnachtstückel" an Betty zu schicken, so bald es fertig seyn werde. Hiermit ist das Fastnachtsspiel vom Pater Brey, dem falschen Propheten (Goethe's Werke VII. 161 ff.) gemeint, in welchem Leuchsenring's unächtes Empfindeln lächerlich gemacht wird. (Wahrheit und Dichtung III. 134 f. 140.) In den folgenden Briefen an Betty ist dagegen fast nur von Familiensachen, Liebschaften, fremden und eigenen, die Rede. Es scheint, daß Jacobi's Halbschwester Lotte Eindruck auf Goethe gemacht. Ganz gewiß aber ist dies von Maximiliane La Roche, welche eben damals nach Frankfurt an Brentano verheirathet, sich in ihrer neuen Lage nicht recht zufrieden fühlte. (Wahrheit und Dichtung III. 169. Goethe's Briefwechsel mit Jacobi S. 18.) Auf diese Weise näherten sich allmählich die Kreise des Lebens und der Wirksamkeit von Goethe und Jacobi.

So kam das Jahr 1774 heran. Der Mercur ging seinen Weg, von Jacobi mit den Briefen über de Pauw's Untersuchungen unterstützt, über welche Wieland (Briefwechsel I. 152 f.) ein sehr richtiges Urtheil fällt, wenn er sagt, es geschehe darin jenem Buche zu viel Ehre. Zwischen Wieland und Jacobi lichtete sich immer mehr das Verhältniß. „Ich bin ein schwacher Mensch, schreibt Wieland den 11. März 1774, mit dem Sie, wenn Sie ihm gut begegnen,

anfangen könnten, was Sie wollten. Aber — nur wenigstens keinen Enthusiasmus von Freundschaft mehr. Gehen wir in Gottes Namen jeder seinen Weg, so nah beisammen, als möglich, nur nie wieder so nah, daß wir uns die Köpfe an einander zerschellen. Vielleicht ist dies das wahre Mittel, mit der Zeit unzertrennliche Freunde zu werden.“ Es war für beide, Wieland und Jacobi, eine schwere Zeit. Jacobi war um seines Vaters willen in Sorgen und Kummer, und zu Weimar brannte am 6 Mai 1774 das Schloß ab. Also war der Hof traurig, und diese Stimmung theilte sich Allen mit. „Alle unsre Seelen stehen noch im Feuer: man kann nichts Anderes denken, von nichts Anderem reden,“ sagt Wieland (Briefwechsel I. 162). Ueberhaupt gefiel ihm das Hofleben gar nicht. Jacobi zog indeß jüngere Schöngeister heran, namentlich einen gewissen Werthes, der zu den weichlichen Gefühlsdichtern gehörte, nach Wielands Beschreibung (Briefwechsel I. 164.), und den geistvollen, nur zu üppigen Heinse, unter den Freunden scherzweise Rost genannt, der, von Gleim und Johann Georg Jacobi empfohlen, längere Zeit bei F. H. Jacobi verweilte. In seiner Laidion, oder die Eleusinischen Geheimnisse, (1774) war Heinse über die Wieland'sche Art, das Sinnliche zu malen, schon weit hinausgegangen, und hatte keck

der baaren Leidenschaft das Wort geredet. Wieland lobte die Grazien, welche in diesem Satyr verschlossen seien (Briefwechsel I. 167), zerfiel jedoch in der Folge ganz mit ihm. Jacobi ließ sich Heinse's Lebendigkeit und Regsamkeit wohl gefallen, allein sehr bezeichnend urtheilt er über ihn in einem Briefe an Goethe, den 21. October 1774: „Lieber, der arme Rost hat kein Herz; seine Seele ist in seinem Blute; sein Feuer ist bloße Glut der Sinne*). Darum hat Laidion mir nie recht behagen wollen. Ergötzt hat sie mich ausnehmend, aber nicht gerührt, nicht erweckt, mir nicht wohlgethan.“ Und ähnlich lautet Goethe's Wunsch (S. 31): „Ich wünschte, Rost regalirte mich mit einem Mährchen, dessen Stoff wäre wollüstig, ohne geil zu seyn, dessen Ausdruck wäre ohne Wielandische Mythologie, i. e. ohne Hippiasse und Danaes, die ich sehr müde bin, und ohne Allusion auf alte Schriftsteller.“ Bekanntlich blieb Heinse in seiner Richtung, auch als er 1780 von Düsseldorf nach dem ersehnten Italien ging,

---

*) Aehnlich spricht Jacobi drei Jahre später (29. October 1777) in einem Briefe an Wieland. „Was seine Seele brütet, weiß ich nicht genau. Er spricht von ein paar Romanen. Ich glaube aber nicht, daß er je ein Ganzes, von wahrhafter, lebendiger Schönheit hervorbringen wird, weil sein Herz ächter, reiner Liebe unfähig ist.“ Briefwechsel I. 280.

um Kunst und Leben zu genießen. Nach mehreren Jahren finden wir ihn wieder als Vorleser und Bibliothekar Karl Friedrichs von Erthal, des lebensfrohen Kurfürsten von Mainz, welchem er während des Krieges nach Aschaffenburg folgte, wo er 1803 im 55. Jahre starb. Aus dieser spätern Zeit sind Ardinghello (1787), Fiormona, oder Briefe aus Italien (1796) und Hildegard von Hohenthal, sämmtlich die Kunst auf sinnliche Kraft und Leidenschaft zurückführend, geistreich, farbenglühend, aber auch sophistischen Truges voll. Zu Jacobi blieb Heinse's Gesinnung und Neigung stets ungetrübt, und wie sehr jener das Gute an dem Freunde zu schätzen wußte, beweiset unter andern der vortreffliche Brief an Heinse, nach Genua, mit der Erzählung seiner Reise zu Klopstock, Claudius, Gleim, Lessing, im Anhange zu Eduard Allwill's Briefsammlung. (Jacobi's Werke Bd. I. 337.) Der Geist läßt den Geist willig gelten. —

Es war auf jener wunderlichen Reise mit Lavater und Basedow,

„Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten,"

im Sommer 1774, als Goethe plötzlich am 21. Juli zu Düsseldorf eintraf. Er eilte schon vor acht Uhr frühe zu Jacobi's Hause. Es war das Eckhaus der

Neustraße, in der Nähe des damaligen Flinger Thores, links, wo man jetzt in die Allee hinausgeht, gegenwärtig sehr verändert, doch immer noch kenntlich. Goethe fragte nach Frau Betty Jacobi. Sie war abwesend, in Vaels bei den Aeltern, das Haus leer; die Andern, das heißt Fritz, Georg, Lottchen, Lenchen, der Vater Jacobi, alle in Pempelfort. Da schrieb Goethe an die Freundin, daß es ihm leid thue, sie nicht zu treffen, aber auch, daß er die Gallerie gesehen, die seines „Herzens Härtigkeit erweicht, gestärkt und folglich gestählt habe.“ Dann aber machte er sich auf, nach Pempelfort, und „nicht eingeführt, marschalliert, excusirt“ trat er „gerade herab vom Himmel gefallen“ vor Fritz Jacobi hin. „Und waren schon,“ erzählt er Betty'n (Briefwechsel Goethe's mit Jacobi S. 23.), „eh noch ein schwesterlicher Blick drein präliminirt hatte, was wir seyn sollten und konnten.“ Da war, in heißem Jugenddrange, beider Freundschaft entschieden. „Du hast gefühlt,“ schreibt Goethe an Jacobi den 13. August, nachdem sich die Freunde wieder getrennt, „daß es mir Wonne war, Gegenstand deiner Liebe zu seyn. — O es ist herrlich, daß jeder glaubt, mehr vom andern zu empfangen, als er giebt!“ — Und drei Tage vorher (10. August) schreibt Jacobi an Sophie von La Roche nach Ehrenbreitstein: „Goethe ist der Mann,

dessen mein Herz bedurfte, der das ganze Liebesfeuer meiner Seele aushalten, ausdauern kann. Mein Charakter wird nun erst seine echte, eigenthümliche Festigkeit erhalten; denn Goethes Anschauung hat meinen besten Ideen, meinen besten Empfindungen — den einsamen, verstoßenen — unüberwindliche Gewißheit gegeben. Der Mann ist selbständig vom Scheitel bis zur Fußsohle." Betty war noch zu Aachen, Jacobi selbst schon seit vierzehn Tagen, wie leider sehr oft, nicht wohl. (Briefwechsel I. 174 f.) Noch entschiedener spricht aber Jacobi gegen Wieland, welcher von Goethe's Clavigo geringschätzig geurtheilt hatte, den 27. August 1774 seine Meinung aus. „Goethe, sagt er, ist, nach Heinse's Ausdruck, Genie vom Scheitel bis zur Fußsohle; ein Besessener, füge ich hinzu, dem fast in keinem Falle gestattet ist, willkürlich zu handeln. — Was Goethe und ich einander seyn sollten, seyn mußten, war, sobald wir vom Himmel 'runter neben einander hingefallen waren, im Nu entschieden. Jeder glaubte, von dem Andern mehr zu empfangen, als er ihm geben könne; Mangel und Reichthum umarmten einander. So ward Liebe unter uns. Sie kann's ausdauern, seine Seele, — zeugte in sich der Eine vom Andern, — die ganze Gluth der meinigen; nie werden sie einander verzehren." Und nun folgt begeistertes Lob des Cla-

vigo. (Briefwechsel I. 179 f.) Wieland's Antwort fehlt. In einem folgenden Briefe vom 21. October 1774 bemüht er sich, Jacobi zu besonnener Kritik über Goethe zurückzuführen." Sapere, sapere, liebster Jacobi! — Am Ende müssen wir doch alle dahin. Im Schlaraffenlande geht es freilich lustig und herrlich zu, aber es dauert nicht lange." (Briefwechsel I. 189.). Man hört in diesen Worten den ältern Mann, den bereits erkaltenden Künstler, aber nicht gerade den Neider. Denn das war Wieland nicht, sondern er hielt sich nur für klüger, erfahrener, als die „frommen, schwärmerisch brausenden, sich selbst, die Menschen und die Welt noch nicht kennenden Jungen, die sich an mir ärgern und wider mich eifern," wie es in dem rührenden Briefe vom 8. November 1774 heißt, in dem er Jacobi den Tod seines Knaben meldet. Er meint damit Lavater, der Jacobi nun auch näher getreten war, und Goethe.

Hält man mit dem, was sich aus den Briefen Goethe's und Jacobi's über den Ursprung und die Befestigung ihrer Freundschaft ergiebt, Goethe's Erzählung in seiner Lebensgeschichte zusammen, so erblicken wir die schönste Uebereinstimmung.

Zuerst in dem Persönlichen. Das Edle, Herzgewinnende Jacobi's, seiner Gattin, der Schwestern und Angehörigen seines Hauses ist mit Wärme ge-

schildert. Goethe spricht von seiner Jünglingsneigung als völlig Reifer und Fertiger mit der zarten Scheu, die ein solches Verhältniß fordert. Er that es, als F. H. Jacobi noch lebte, der (1812) an dem zweiten Theile von Dichtung und Wahrheit sich höchlich erfreute und Goethen selbst an einige Züge mahnte, die im dritten nicht zu vergessen seien. Es ist das Jabach'sche Haus, das Schloß zu Bensberg und die Laube, in der über Spinoza gesprochen wurde. „Des Saals in dem Gasthofe zum Geist, wo wir über das Siebengebirg den Mond heraufsteigen sahen, wo du in der Dämmerung auf dem Tische sitzend uns die Romanze: Es war ein Buhle frech genug — und andre hersagtest. Welche Stunden! Welche Tage! — Um Mitternacht suchtest du mich noch im Dunkeln auf. Mir wurde, wie eine neue Seele. Von dem Augenblick an konnte ich dich nicht mehr lassen." So schreibt den 28. December 1812 der fast siebzigjährige Jacobi an Goethe (Briefwechsel Goethe's mit Jacobi S. 260) und daß nun der letztere im dritten Theil (S. 217 — 221) mit Liebe besonders bei diesen Punkten verweilt*), bewährt aufs beste den tiefen Eindruck, den Goethe damals durch Jacobi erhielt.

*) Der jetzt erschienene Briefwechsel zeigt freilich, daß nicht, wie es Wahrheit und Dichtung III. S. 215 heißt, das erste Begegnen in Cöln, sondern in Pempelfort selbst, daß der Be-

Offenbar war es die religiöse und sittliche Saite des Goethe'schen Wesens, die hier zuerst mächtig anklang. Ihm standen Vergangenheit und Gegenwart als Eines, in dichterischer Lebendigkeit, vor Augen. Die ganze Menschheit, ihr Dichten und Trachten, lag auf dem jungen Gemüthe, in Zweifeln und Bangen. Es sind jene verzweifelten Regungen, welchen damals der Faust entsprang. Dazu die Allgewalt der Natur, die starre Größe des All= und Eins bei Spinoza. In dieses Chaos ließ Goethe nun F. H. Jacobi zum erstenmal hineinschauen, der ebenfalls im Tiefsten arbeitete, und im Denken, namentlich in Betrachtung des Spinoza, ihm, wie Goethe gesteht (Wahrheit und Dichtung III. 220), weit vorgeschritten war. Sie trafen sich, die edlen Geister. Funken sprühten hier und dort. In Goethe siegte der Trieb dichterischer Gestaltung, bei Jacobi die sittliche Ergründung des Lebens. Jugend freut sich jugendlichen Treibens. Daß Goethe auf die Form drang, daß er Jacobi zur Darstellung des in ihm Gährenden aufmunterte, war der größte Dienst, den er ihm leisten

---

such in Cöln, bei Jabach, in Bensberg, erst in der Folge Statt fand. Doch dies sind nur geringe Abweichungen, dergleichen in Goethe's Lebensgeschichte noch eine Menge unbemerkt (und nie nachzuweisen) vorhanden seyn mögen.

konnte. Jacobi befolgt denn auch gleich den Rath Goethe's, „nicht bloß zu gaffen und schmarotzen an Andrer Schöpfungsfreude, sondern in seine eignen Hände zu sehen, die ihm auch Gott gefüllt hat mit Kraft und allerlei Kunst." (Briefwechsel Goethe's mit Jacobi S. 38. vom 31. August 1774) Er wandert hinaus in Feld und Wald, und freut sich der lieben Natur, begleitet von Heinse, der Frau und den Schwestern. Noch gelingt es nicht recht. Hier zeigt sich der Unterschied des Dichtens von dem Empfinden. Jacobi blieb stets beim letztern stehen, kam nie zu der freien Schöpfung des erstern. Goethe erkennt (Wahrheit und Dichtung III. 223) an, daß Jacobi viel Gutes, Schönes, Herzerfreuendes geleistet, aber er verschweigt es doch nicht, daß im Laufe des Lebens beider Streben eine entgegengesetzte Richtung genommen. Spinoza und seine Ansicht der Natur widersprachen eben so sehr der Grundansicht Jacobi's, als Goethe in beiden sich selber wiederfand. Nirgends hat er dessen Hehl. Dies verletzte oder betrübte öfter Jacobi.

Goethe sagt einmal dem Freunde, als Dichter und Künstler sei er Polytheist, Pantheist als Naturforscher, und für seine Persönlichkeit, als sittlicher Mensch, sei auch schon gesorgt. Mit dieser Erklärung konnte der Philosoph freilich sich nicht zufrieden geben. Sie spricht dafür desto klarer den innern Zu-

stand des schaffenden Dichters aus. In so fern kann sie wohl als Schlüssel dienen zu der spätern Entfremdung zweier hellen Geister, die in strebender Jugend sich so innig berührten. Goethe's stete Ruhe, Jacobi's allzurege Empfindlichkeit treten uns dabei klar vor Augen.

Damit ist denn die andre Seite der Goethe'schen Schilderung, — die geistige Einwirkung Jacobi's auf Goethe, und umgekehrt, zugleich berührt. Denn es ist ein Irrthum, Jacobi in diesem Verhältnisse bloß als den Empfangenden zu betrachten. Nicht als ob er in Goethe's Seele neue dichterische Plane geweckt. Allein wer darf verkennen, daß im Werther, der eben zu jener Zeit entstand, außer der mächtigsten Leidenschaft, der verzehrenden Natursehnsucht, welche die Empfindsamkeit auf einen Gipfel steigerte, wo sie nothwendig sich überstürzen mußte, schon die Keime zu Goethe's Gesammtansicht von Welt und Menschen, vom Verhältniß des Dichters zu beiden, wie es im Faust und Tasso später sich kund gibt, klar enthalten sind! — Diese Grundansichten sind mit Recht als die Frucht des tiefern Nachdenkens, der Gemüthsklarheit anzusehen, zu welcher den jungen Dichter der mit sich selbst eifrig beschäftigte Denker Jacobi veranlaßte. Das kecke, überfreie Jugendwesen erhob sich zu Milde und Reife des Strebens. Auch der zunächst folgende Uebermuth

der ersten zehn Jahre in Weimar (1775 — 1785), obgleich oft bunt genug, vermochte nicht, alle Spuren jener Einwirkung zu verlöschen. Aber erst in Italien, an der Klarheit und Ruhe des Alterthums, der reizenden Naturfülle des Südens, erwachte neu die Flamme der Begeisterung in Goethe's Busen. Form und Geist traten zusammen, die sich lange flohen. So kam seine beste Zeit.

Wir kehren zu Jacobi zurück, der es nie verhehlt, daß er die kräftigste Anregung Goethe'n verdanke. Als 1775, im vierten Bande der Iris Johann Georg Jacobi's, ein Theil der Auswahl aus Eduard Allwill's Papieren erschien*), rieth Wieland (Jacobi's Briefwechsel I. 225) bald auf Goethe, bald auf Georg Jacobi, und zuletzt erst auf Friedrich, wie er diesem voller Bewunderung gesteht. Goethe sagte, wenn Jacobi diesen Allwill in einem Feuer fortschreiben könnte, so würde es ein herrliches Werk werden. Noch heute wird dies das Urtheil jedes Lesers von Gefühl seyn, der sich in jene Zeiten unsrer Litteratur zu versetzen im Stande ist.

*) Die Fortsetzung des Allwill erschien im Deutschen Mercur, 1776, dann das Ganze in F. H. Jacobi's Schriften, 1781, und die neue Ausgabe mit andern Briefen, Königsberg, 1792. Sie ist Johann Georg Schlosser gewidmet.

Allwill ist kein Werk frei schaffender Dichtung. Wer ihn als solches betrachtet, und dann etwa mit dem Werther vergleicht *), der thut ihm Unrecht. Schon damals ist bemerkt worden, daß Jacobi eigne Lebenserfahrungen, ja Züge aus seinem Familienleben**), in diesem Briefwechsel oder Roman in Briefen, der im Grunde keine rechte Verwickelung und keine Lösung des Knotens bietet, dargestellt. Amalia hat Manches von Betty Jacobi, die Mädchen, die Kinder, Haus und Garten, Alles führt uns in das Leben zu Pempelfort. Im Grunde ist dies kein Tadel, sondern eine nothwendige Folge jenes Goethischen Rathes, das wirkliche Leben zu ergreifen. Nur die Weiterführung, das Fortschreiben wollte Jacobi nicht gelingen. Hieran ist nicht bloß das Undichterische des Planes Schuld. Die beiden Hauptcharaktere, die sich gegenüberstehen, Eduard Allwill und Sylli von Wallberg, sind zu schattenhaft, zu sehr Ideen, und bloß Ideen, um sichtbar sich geltend zu machen. Wenn Allwill, in seinem Gemisch von Wohlwollen und Ruchlosigkeit, die keck einherschreitenden Genie's bedeutet, die bei allen Ansprüchen an Kraft

*) Hillebrand, die deutsche Litt. I. S. 450.

**) Heinse theilte diese Besorgniß Jacobi mit. Brief an Wieland, vom 20. April 1776. Briefw. I. 283. Wieland selbst, den 14. Juli 1776. eb. S. 243.

und Liebe, dennoch der einen, wie der andern baar erscheinen, und nichts als Unheil anrichten, so zeigt Sylli, die Leidende, Liebende, Sinnende, den Gefühlsdrang, die Gemüthswärme, welche in Jacobi selbst kämpfte und arbeitete. Daß er Sylli ganz aus seinem Herzen sprechen lasse, gesteht Jacobi in einem Briefe an Sophie von La Roche (von 1776) geradezu. (Briefwechsel, I. 237.) Wäre Jacobi damals, oder später, über diesen tiefsten Grund seines Wesens zu völliger Klarheit gelangt, so hätte der Allwill wohl auch seinen Abschluß erhalten. Noch in der Vorrede zur Ausgabe von 1792 (S. XX.) wird ein zweiter und dritter Band als nahe bevorstehend angekündigt. Es waren 17 Jahre verflossen seit dem ersten Erscheinen, die Zeit der Genies längst abgelaufen, neue Gedanken über Recht und Freiheit unter den Menschen, in Deutschland eine idealistische Kritik alles philosophischen Wissens herrschend geworden. War zu erwarten, daß jener Jugendgedanke Jacobi's so seine Lösung finden werde? — Und doch — auch als Bruchstück — behauptet Jacobi's Allwill seinen hohen Werth. Dieser liegt in dem Unmittelbaren, nicht Ersonnenen oder Erträumten der Empfindungen jener dämmernden Zeit. In diesem Sinne schreibt noch 1781 Jacobi an Lavater, bei Uebersendung des ersten Theiles seiner Schriften, in Allwill

sei etwas, „dem er mehr, als sich selber glaube," und etwas Aehnliches habe Lessing dabei gefühlt. (Briefwechsel I. 334.) Die Wahrheit der Empfindung, der Anhauch einer höhern Liebe, weht noch jetzt belebend aus diesen Briefen, und auch deren Stil und Darstellung sind keinesweges so regellos und zerflossen, als eine vorurtheilsvolle Kritik in neuerer Zeit sie oft gescholten. Wer sich davon überzeugen will, versuche es erst mit Wielands gleichzeitigen Romanen, einem Don Sylvio von Rosalba oder dem gepriesenen Agathon, und nehme dann den Allwill zur Hand. Auch dort Lehre und Absicht, — aber wie ganz anders! — Es mag zugegeben werden, daß die Neuzeit Recht habe, sich von den Romanen in Briefform, und besonders von den philosophischen Romanen abzuwenden. Aber man vergesse nicht, daß die Verbindung des Dichtens, so wie des Denkens, mit dem wirklichen Leben, also das Zurückgehen beider auf ihre eigentliche Quelle, in Deutschland auf diese Weise geschah. Damit aber hob die neue bessere Zeit an. Die Philosophie hat ihren Kern in dem Allgemeinen, Abstracten, die Poesie lebt im Besondern, Individuellen. Beide darstellend zu vermitteln, strebte schon der Sokratische Dialog, den Neuere vergebens wieder versucht haben. Auf ähnliche Weise thut es der philosophische Roman, indem er im erscheinenden

Leben das Wesen des Begriffes klar zu machen strebt. Sittliche Ideen eignen sich natürlich dazu am meisten, und mit solchen beschäftigen sich auch die meisten philosophischen Romane. Weil dabei die Poesie zu kurz kommt, nennt Schiller einen solchen Roman einen steifen, langweiligen Gliedermann. Auf der andern Seite genügt er auch der strengen Forschung nicht, welche über das Individuum hinausgeht. Darum hat die neuere deutsche Philosophie ihn aufgegeben. Wir tadeln sie deshalb nicht. Eben so wenig aber verwerfen wir Jacobi's Unternehmen, dem in ihm sich regenden Streben zum Wahren und Guten Gestalt und Leib zu geben.

Der zweite dieser Versuche ist Woldemar, dessen Anfang, sehr bald nach der Fortsetzung des Allwill, unter dem Titel: Freundschaft und Liebe, im deutschen Mercur vom Mai 1777 erschien. Wieland war davon entzückt (Brief vom 25. April 1777, Briefwechsel I. 260), und Lessing, dem der 1779 erschienene erste Band vom Verfasser zugesandt wurde, dankt (Brief vom 18. Mai 1779 Briefwechsel I. 284.) demselben durch Uebersendung des Nathan „für die unterrichtende und gefühlvolle Stunde,“ die er ihm gemacht. Dadurch knüpfte sich Jacobi's Verhältniß zu Lessing an. Die Fortsetzung, unter dem Titel: Der Kunstgarten, steht in F. H. Ja-

cobi's vermischten Schriften, 1781. Die Umarbeitung des Ganzen, Königsberg 1794, beginnt mit einer vortrefflichen Zueignung an Goethe. Hier spricht edel und verehrend die Freundschaft, die Bewunderung der Jugend. Goethe's Dank in dem Briefe vom 26. April 1794 ist einfach und herzlich: „Was so ein Wort, das uns an frühere Zeiten so lebhaft erinnert, alles aufregt und was man darüber so gern schwätzte! Geschrieben ist es ganz fürtrefflich, wie von jedermann mit Bewunderung anerkannt wird." (Brief an Jacobi S. 182.) Es war damals vergessen, daß Goethe 1779 die erste Ausgabe eben dieses Woldemar auf's entsetzlichste verhöhnt, und in lustiger Gesellschaft zu Ettersburg an demselben eine schimpfliche Execution vorgenommen hatte. Selbstvergötterung, „der eigne Geruch dieses Buches," wie Goethe es damals nannte (Brief der Frau Schlosser an F. H. Jacobi, Briefwechsel mit Goethe, S. 58.), war dem freigesinnten Dichter unerträglich. Das viele Schöne desselben, den großen, herrlichen Sinn des Ganzen verkannte Goethe nicht. Aber die Spottlust, der Uebermuth war stärker, als die Liebe. Das ist „Woldemar's Kreuzerhöhungsgeschichte", wie Goethe selbst diesen Vorgang nennt. Aber er thut es nicht, um sich dessen zu rühmen. „Der leichtsinnig trunkne Grimm, die muthwillige Herbigkeit, die das Halb-

gute verfolgen, und besonders gegen den Geruch der Prätension wüthen, sind Dir und mir zu wohl bekannt," — schreibt Goethe hierüber, halb entschuldigend, an Lavater, den 7. Mai 1781. (S. Gedenkblätter an Goethe, Frankfurt 1846, S. 19.) Jahre lang schwieg da der Briefwechsel der Freunde. Jacobi war tief verletzt. Erst am 2. October 1782 lenkt Goethe wieder ein: „Wenn man älter und die Welt enger wird, denkt man denn freilich manchmal mit Wunden an die Zeiten, wo man sich zum Zeitvertreibe Freunde verscherzt, und in leichtsinnigem Uebermuthe die Wunden, die man schlägt, nicht fühlen kann, noch zu heilen bemüht ist." (Briefwechsel S. 60.) Damit knüpfte sich neu das Band zwischen Goethe und Jacobi. Iphigenie in Tauris, an Jacobi gesandt im November 1782, ward das Unterpfand der Versöhnung. Jacobi erhielt sie zu Münster, bei der Fürstin Gallitzin, „einem der außerordentlichsten, reinsten und edelsten Wesen," welche seinen zweiten Sohn, Georg, mit ihren Kindern erzog.

Woldemar hat mit Allwill den Zweck gemein: „Menschheit, wie sie ist, erklärlich oder unerklärlich, auf das gewissenhafteste vor Augen zu legen," wie Jacobi sich ausdrückt. Die Begebenheit ist etwas mehr ausgeführt, die Charakterschilderung abgerundeter. Doch fehlt dem Woldemar noch viel zu einer

wirklichen Dichtung. Alles beruht nur auf den Anschauungen und Empfindungen F. H. Jacobi's. Dies ist der Hauptvorwurf, welchen strenge Tadler, wie F. Schlegel *), diesem Werke machen. Woldemar, der Held, in den sich Freundschaft und Liebe, eine Henriette und Allwine, theilen, ist wieder aus dem Geschlechte jener Starkgeister, welche sich, im Besitze der angeborenen Neigung zum Guten, hoch über das Irdische hinausträumen, und ihm doch täglich mit Schmerzen verfallen. Henriette, sein Opfer, ist eine Abstraction, Liebesglut verbunden mit Verstandeskälte, in Frauengestalt, — ein peinlicher Widerspruch. Dies ist, wenn es Menschheit ist, freilich eine unerklärliche. Wenigstens gibt diese Wendung des Ganzen den Beweis, daß Kälte der Ueberlegung in Gefühlsangelegenheiten nicht minder gefährlich sei, als Gluth der Leidenschaft. Und um diesen Satz ist es dem Werke zu thun, — es ist der Schlüssel zum Ganzen. Wahrheit und Recht im unverdorbenen, natürlichen Gefühl, im freien Zuge des reinen Gemüthes, ohne Hehl und Trugkünste, soll es empfehlen, und darin besteht für uns sein großer, unvergänglicher Werth. In dieser Rücksicht ist Woldemar vorzüglich von Wilhelm von Humboldt gewürdigt, in jener schönen Beur-

*) Charakteristiken u. Kritiken, Bd. 2.

theilung desselben in der Jenaer Literaturzeitung 1794 (jetzt in Humboldt's Werken, Th. I. S. 185 f.), welche Jacobi so sehr erfreute. (Jacobi's Briefwechsel II. S. 174 f.) Hier trifft der Woldemar denn mit dem Allwill in der Absicht zusammen, ja er gibt gewissermaßen diesem den fehlenden Abschluß. Auch scheint der Entwurf des Woldemar die Fortsetzung des ursprünglich mehr dem Speculativen zugewendeten Allwill gehemmt zu haben. Er ist F. J. Jacobi's Hauptwerk in dieser Art geblieben. In der Darstellung, durch Fülle und Klarheit der Sprache ist er eben so ausgezeichnet, als durch Geistesreichthum und feine Beobachtung des Lebens. Lessing's Lob ist wohl begründet, und ohne allen Zweifel echt und gültig.

Mit der Ausgabe des Woldemar, 1779, tritt nun F. H. Jacobi als völlig Ebenbürtiger in den Kreis der ersten Schriftsteller Deutschlands. Seine literarischen Beziehungen vermehren sich von Jahr zu Jahr. Klopstock hatte er schon im Februar 1775 zu Karlsruhe kennen gelernt, und bewunderte ihn als „das Ideal ächter, menschlicher Größe," (Briefwechsel I. S. 204) ein Lob, das Wieland nicht ohne eine Art von Eifersucht vernahm." Goethe und Klopstock (schreibt er) haben sich Ihrer Seele bemächtigt, und neben diesen Beiden ist für Wieland kein Platz. Ich zweifle, ob die Natur jemals zwei antipodischere

Wesen hervorgebracht hat, als Klopstock und mich. Er verachtet mich, und meint, ich hasse ihn. Dies meint er unrecht.“ (Brief vom 9. April 1775.) Jacobi sucht ihn zu beruhigen, und gewiß ist das begeisterte Lob, welches Wieland dem am 7. November 1775 zu Weimar eingetroffenen Goethe mit neidloser Freude ertheilt (Brief vom 10. November 1775) für beide Freunde ehrend. Auch über Herder möchte Wieland gern viel schreiben; denn seine ganze Seele sei voll von ihm. „Aber er ist mir zu groß, zu herrlich.“ — Außer Goethe — der aber gerade am wenigsten mit ihm leben kann, weil er für den Herzog und seine leidige Ministerschaft leben muß — außer Goethe, wer ist hier ein Mann für Herder? Wer kann nur mit ihm gehen, geschweige im Geist mit ihm ringen, ihn im Athem erhalten? Ich selbst, lieber Bruder, fühle, wie wenig ich ihm seyn kann.“ (Brief vom 1. November 1776.) Wahrlich, so redet kein Neider, kein Schwächling! —

Zu dieser Zeit, als Heinse gewöhnlich in Düsseldorf, auch wohl auf dem Lande bei dem Grafen Nesselrode lebte, im November 1778, erhielt Jacobi auch den Besuch eines sehr verschiedenen Geistes, Georg Forster's, welcher fünf Tage bei ihm blieb. Im Mercur, welcher Wieland, Jacobi und gelegentlich selbst Goethe, immer noch sehr beschäftigte, war ein Auszug seiner

Reisebeschreibung (mit Cook) erschienen. Die Kraft, das Gemüth Forster's gewannen ihm allgemeine Liebe. Nesselrode und Fürstenberg, die ihn bei Jacobi sahen, theilten diese Empfindung. Jacobi arbeitete daran, Forster eine Anstellung beim Jülich-Bergischen Zollwesen zu verschaffen. (Briefwechsel I. 291.) Durch ihn kam er mit Lichtenberg und Dohm in Beziehungen.

Jacobi's häusliche Verhältnisse hatten um diese Zeit sich aufs behaglichste gestaltet. Im September 1776 trat seine Gattin in Besitz ihres reichen Erbes. Bei ihrer Heimkehr von Waels nach Düsseldorf, den 23. September, bereitete Jacobi ihr ein Fest, das ein Brief an Sophie von La Roche (Briefwechsel I. 245) zierlich beschreibt. Ein Lied von Johann Georg Jacobi, das hier mitgetheilt wird, zeigt uns den freundlichen Dichter, die Schwestern, nebst Schenk (dem nachmaligen Geheimen Rathe, geboren zu Düsseldorf, den 17. April 1748, gestorben zu München, den 2. Mai 1813) und dem Rector Reiz, den auch Georg Jacobi, als, seinen ehemaligen Lehrer (1778) besingt (Joh. G. Jacobi's Werke, II. Th. S. 130) als damalige Glieder des Familienkreises. Bald in der städtischen Wohnung, bald in dem schönen Pempelfort werden Gäste bewirthet, oder kleine Feste gefeiert. Was den Dichter Jacobi

jetzt auf längere Zeit an Düsseldorf band, war theils die Herausgabe seiner Iris (1774 — 1776, in 8 Bändchen), theils aber auch die Liebe zur Heimath und zu den Geschwistern. Bis 1778 hat dieser Aufenthalt Georg's jedenfalls gedauert. Manches heitre Lied, mancher gesellige Scherz ist damals entstanden. Wer erinnert sich nicht gern des Schifferliedes, „auf dem Düsselbach:“

Bei der stillen Mondes-Helle
Treiben wir mit frohem Sinn
Auf dem Bächlein, ohne Welle,
Hin und her, und her und hin.

Schifflein! gehst und kehrest wieder
Ohne Segel, ohne Mast;
Bächlein! trägst uns auf und nieder,
Spielend mit der kleinen Last.

Nichts zu fürchten, nichts zu meiden
Ist, so weit das Auge sieht.
Flüstert leis, ihr jungen Weiden!
Mädchen, singt ein Abendlied!

Nirgends anders, als im Garten zu Pempelfort, ist es gesungen. Nicht minder klar erkennt man in dem scherzenden Gesang an die „liebe kleine Wilde,“ Pempelfort den 4. November 1777, dieselbe freundliche Umgebung:

„Komm und red' und lache frei,
Hier am Ufer; Mädchen, eile!
Uns sind nicht die Büsche todt,
Die uns grünend einst gefielen;
Sieh die Blätter, gelb und roth,
Wie sie durcheinander spielen,
Und das Bächlein hier, so klar,
Als zur Blüthenzeit es war!“

Ebendort dichtete Georg an Heinse, als er sich mit der Uebersetzung des Ariost beschäftigte, den herzlichen Zuruf, im October:

„O komm mit allen Zaubereien
Des Witzes und der Phantasie;
Denn meiner Lieder Melodie
Kann diesen Nebel nicht zerstreuen,
Der rund um Haus und Hof und Bach und Nußbaum hängt,
Und jedem Scherz den Weg verengt!“

Ist es zu viel gewagt, wenn man noch andre zarte Lieder Georgs dort, im trautesten Kreise, entstanden glaubt? — So das Wiegenlied für ein Mädchen:

„Schlummre Liebchen! bist noch klein;
Weißt vom schönen Sonnenschein,
Weißt vom Strahl des Mondenlichts
Und von Wald und Blumen nichts.
Liebchen, schlummre, werde groß!
Sollst es sehn auf meinem Schooß.

Sollst den Glanz des Himmels sehn,
Und aus ihm die Sonne gehn
Ueber Wiesen frisch und grün,
Wo die blauen Veilchen blühn.
Veilchen werden dann gepflückt,
Du an's Mutterherz gedrückt."

Oder das vortreffliche Lied des Vertrauens:

„Die Morgensterne priesen
Im hohen Jubelton
Den Schöpfer grüner Wiesen
Viel tausend Jahre schon;

Es glänzte Berg und Fläche,
Die Sonne kam und wich,
Der Mond beschien die Bäche;
Noch aber nicht für mich.

Es weckte mich kein Morgen,
Es schien kein Erdentag
In's Dunkle, wo verborgen
Der Ungeborne lag;

Noch sang der Vögel keiner
Mir seinen Lebensruf, —
Doch Er gedachte meiner,
Der Sonn' und Mond erschuf."

Johann Georg Jacobi veränderte in der Folge mehrmals seinen Aufenthalt, bis Joseph II. ihn

1784 als Professor der schönen Wissenschaften an die Hochschule zu Freiburg im Breisgau berief, wo er dreißig Jahre hindurch, bis an seinen Tod, am 4. Januar 1814, segensreich wirkte. Längst war Freund Gleim (18. Februar 1803) ihm vorangegangen, noch länger die dichterische Richtung seiner Jugend, die anakreontische Zärtlichkeit, erblichen vor Goethe's und Schiller's Größe. Und doch ruht ein Schimmer jener sanften Morgenröthen auf dem Garten zu Pempelfort, und weckt noch jetzt freundliche Andenken.

Die Jahre 1779 und 1780 wurden für F. H. Jacobi sehr bedeutend. Im Frühling 1779 zum Geheimen Rath ernannt, reisete er nach München, und kehrte erst nach vier Monaten „zu seinem ersehnten Pempelfort" zurück, im Juni des Jahres. Von da erwiederte er den 20. August Lessing's Zusendung des Nathan, und versprach ihm einen Besuch in Wolfenbüttel. Es geschah im Sommer 1780.

An demselben Tage, wo F. H. Jacobi diese Reise nach Wandsbeck antrat, um seine zwei ältesten Söhne zurück zu holen, die eine Zeit lang bei Claudius, dem Wandsbecker Boten (seit 1775 erschienen dessen Schriften), gewesen waren, unternahm W. Heinse seine Reise nach Italien. Von dieser Wanderschaft erstattet Jacobi in einem herrlichen

Briefe an Heinse, nach Genua, aus Pempelfort, den 20. October 1780, Bericht. Das erste Ziel war Lessing in Wolfenbüttel, das zweite Klopstock in Hamburg, dann folgte Wandsbeck und Claudius, endlich der Dichter Gerstenberg zu Lübeck. Bei der Rückreise sah er nochmals in Braunschweig Lessing, und besuchte in dessen Begleitung Gleim zu Halberstadt. An diese Begegnungen knüpfte sich in der Folge Bedeutendes in Jacobi's Leben. Doch berührt uns hier zunächst bloß seine Freude, als er in den Hof zu Pempelfort wieder einfuhr, als die Gattin und die zu Hause gebliebenen Kinder ihm entgegentraten, als er sich, nach langem Umherschweifen, wieder heimisch fühlte. „Es war nicht anders, sagt Jacobi (Werke, I. S. 348), als wäre ich am Orte aller verflogenen Kräfte meines Lebens, und sie empfingen mich in himmlischen Tänzen. Meine freundliche Wohnung, die alle Blicke jedes Lichtes einläßt, mein lieber Garten, — alles, alles entzückte mich, und je länger, je mehr. Ich übersah unaufhörlich meine Habe, und konnte sie nicht ermessen. Mein war die ganze Welt. Selbst der Mond und die Sonne am hohen Himmel, sie schienen auf eine so eigene Weise auf meinen Platz, daß es mir immer mehr so vorkommen mußte, als gehörten sie nur dazu, als wären sie mein, wie der Boden da, wie

die Bäume, die ich gepflanzt habe. — Wenn schon meine Blumen verwelkt sind, und meine Bäume meist entblättert, wenn schon dicker Nebel mir Luft und Boden verderbt und von dem kurz gewordenen Tage noch die Hälfte raubt: aber froh bin ich dennoch immer, sehe in dem allen bloß das Jahr, das sich nun rascher wenden will, und den nähern Frühling, der mir immer schöner wiederkommt. Immer schöner. Sie sollen es sehen, bester Heinse, wenn Sie wiederkommen, und immer glühender mein Herz, freier, offener, muthiger und besser." Doppelt erfreulich muß dieser Jubel des Glücklichen uns erscheinen, wenn wir erfahren (Brief an den Consistorialrath Jacobi in Celle, Briefwechsel I. 300), daß eben auf der Rückreise in Cassel Jacobi die Nachricht von seiner Ungnade beim Kurfürsten und dem Verluste seines Geheimraths = Gehaltes erhielt. Aber die schon erlangte geistige Bedeutung trug ihn über solches Mißgeschick leicht hinweg. „Hängen Sie, lieber Jacobi, Ihren Cameralgeist ganz an den Nagel, und setzen sich ruhig hin und vollführen Ihren Woldemar," schrieb ihm Lessing den 4. December 1780 (Jacobi's Werke, IV. 1. S. 86). Den schon kränkelnden Lessing lud Jacobi noch zu sich ein. Er vermochte nicht mehr zu folgen und starb bald hernach zu Wolfenbüttel den 15. Februar 1781.

Ueber seinem Grabe erhob sich darauf noch der heftigste Streit. In einem Briefe an Lessing's Freundin, Elise Reimarus zu Hamburg, sprach Jacobi den 21. Juli 1783 die Ansicht aus, Lessing sei Spinozist gewesen. Sie theilte dies Moses Mendelssohn in Berlin mit, der im Begriffe war, ein Werk über Lessings Charakter und Schriften herauszugeben. Moses erschrak heftig, suchte Jacobi's Meinung auf jede Weise zu entkräften, Briefe gingen hin und wieder. Endlich erschien 1785 Jacobi's Werk: „Ueber die Lehre des Spinoza, in Briefen an Herrn Moses Mendelssohn." Es machte großes Aufsehen, so wohl des Gegenstandes wegen, als in Rücksicht auf Lessing. Mendelssohn, heftig gereizt, trat gleich mit einer Gegenschrift: „An die Freunde Lessings" hervor, und starb bald hernach, den 4. Januar 1786. Jacobi ließ dann seine Schrift, mit Veränderungen und Zusätzen, in welchen die Grundzüge seiner eignen Weltansicht bereits klar zu Tage lagen, 1789 nochmals erscheinen. Mittlerweile hatte er 1787 das Gespräch: David Hume über den Glauben, oder Idealismus und Realismus, herausgegeben, in welchem seine Grundansicht: alle menschliche Erkenntniß gehe aus von Offenbarung und Glauben, mit Beredsamkeit und Schärfe durchgeführt war.

IV.

Jacobi, der Philosoph, im Verhältniß zu seiner Zeit.

So trat denn Jacobi in den philosophischen Streithändeln jener Zeit, da Kant's Kriticismus der bis dahin allein herrschenden Leibnitz-Wolfischen Schule ein Ende machte, handelnd auf, und nicht ohne Einfluß blieb sein kühn und geistvoll gesprochenes Wort.

Von einem neuen, eignen System war freilich bei Jacobi keine Rede. Pascal's großes Wort: **La Nature confond les Pyrrhoniens et la Raison confond les Dogmatistes,** zu dem die gesammte Geschichte der Philosophie, insbesondere der neuern, den Beweis liefert, schwebte ihm schon damals mahnend vor. Sein eigentlicher Beruf war, die Lücken der alten und neuen Systeme offen zu legen, und den Stolz der sich überschätzenden Vernunft zu demüthigen. In wie fern ihm dies gelungen sei, haben wir hier nicht zu untersuchen. Uns beschäftigt vor allen die Persönlichkeit, das Wirken eines deutschen Denkers, der die Forderungen des Gemeingefühls der Menschheit mit

Nachdruck geltend macht, gegenüber dem starren Buchstaben der thronenden Weisheit. Ob er stets Spinoza und Lessing ihr Recht widerfahren lassen, ob sein Satz: Spinozismus ist Atheismus, Stich halte, bleibt eine weitere Frage. Goethe und Herder widersprachen. Kant jedoch las Jacobi's Schrift mit großer Begierde (Briefwechsel mit Goethe, S. 101), und dankte für die Zusendung der zweiten Ausgabe, im Oktober 1789, sehr angelegentlich, wiewohl den eigentlichen Streitpunkt umgehend. Nur Eines spricht er klar aus: „Den Syncretismus des Spinozismus mit dem Deismus, in Herder's Gott, haben Sie auf's gründlichste widerlegt.“ (Jacobi's Werke, III. Th. S. 523.) Für Jacobi war die Anerkennung von Seiten des gefeierten Hauptes der kritischen Philosophie ohne Zweifel vom höchsten Werth. Daß er dessen Philosophie darum nicht huldigen, daß er selbst immer seinen eignen Weg, zwischen den kämpfenden Systemen, gehen werde, lag in seiner Seele längst entschieden. Denn Leben und Wirklichkeit galten ihm höher, als die grübelnde Wissenschaft, und wie er mit den verschiedensten Naturen, einem Heinse und Forster, einem Wieland und Hamann, als feiner Welt- und Lebemann sich zu befreunden, und gegen jede Persönlichkeit von Bedeutung die freieste Gastlichkeit in seinem Hause zu üben pflegte, so war auch sein

Denken und Schriftstellern vielseitig und mannichfach, ohne je leer und oberflächlich zu werden. Ihn ergriff in der Regel irgend eine Veranlassung, ein Antrieb von außen, seine eignen Gedanken frei auszuspinnen. So trat er zuerst dem Spinoza, dann Hume, Kant, Fichte, Schelling gegenüber. Mehr oder weniger sind alle Jacobi'schen Werke Gelegenheits-Schriften. Dies nimmt ihnen nichts von ihrem Werth. Hat doch auch Goethe erklärt, das echte Gedicht entspringe immer der Gelegenheit.

So entstand im Sommer 1782 die Abhandlung: „Etwas, das Lessing gesagt hat. Ein Commentar zu den Reisen der Päpste." Johannes Müller hatte die Schrift dieses Namens (bei Gelegenheit der Reise Pius VI. nach Wien) abgefaßt, welche, als Stimme eines Protestanten für die Päpste, vieles Aufsehen erregte. Jacobi, der sie durchaus billigte, nahm davon Anlaß, über das tiefere Verhältniß der Staatsgewalt zu Vernunft und Freiheit gewichtige Worte zu sprechen. (Jacobi's Werke, B. II. S. 327 ff.) Daran schließt sich der Aufsatz: „über das Buch *Des lettres de Cachet,*" zuerst gedruckt im deutschen Museum, 1783, jetzt in den Werken, Bd. II. S. 411 ff., ebenfalls einen staatsrechtlichen Gegenstand erörternd, welchen die französischen Erschütterungen bald in das hellste Licht stellten. Zunächst auf

die Schriften über Spinoza (1785) und David Hume (1787) folgen die Betrachtungen über den frommen Betrug, und über eine Vernunft, welche nicht die Vernunft ist, zuerst im deutschen Museum, Februar 1788, an Johann Georg Schlosser gerichtet, zum Schutze Lavater's und seiner Freunde gegen die damalige Berliner Aufklärung. Aehnlichen Inhalts ist das Schreiben an Friedrich Nicolai, in Bezug auf dessen Erklärung über seine Verbindung mit den Illuminaten (Jacobi's Werke, Bd. II. S. 501 ff.). Das Bruchstück des französisch abgefaßten Briefes an Johann Franz Laharpe, Mitglied der französischen Akademie, vom 5. Mai 1790 (Jacobi's Werke, II. S. 513 ff.) erörtert das Verhältniß der Vernunft zur Leidenschaft der Menschen, besonders im Staate, und berührt damit die wichtigste Frage der beginnenden Zeit der Umwälzung. Dies sind die hauptsächlichsten der von Jacobi in Pempelfort abgefaßten Schriften.

Aber jetzt ist noch ein Blick zu werfen auf Jacobi's gesellige und Familien-Verhältnisse während der letzten zehn Jahre, die er in der Heimath zubrachte. Seit 1780 finden wir ihn mit dem Minister Franz von Fürstenberg aus Münster, („le grand homme") mit der dort seit 1779 lebenden Fürstin von Gallitzin und mit „ihrem Sokrates",

dem Philosophen Franz Hemsterhuis, dessen „Alexis, über das goldne Weltalter," Jacobi 1787 aus dem mangelhaften Französischen des Verfassers in kerniges Deutsch übersetzte (jetzt in Jacobi's Werken, VI. 465 ff.) in näherer Verbindung, so daß diese Wochen lang in Jacobi's Hause sich aufhalten, und von ihm und den Seinigen wieder Besuche zu Münster empfangen. Es war und blieb ein Verhältniß reinster Achtung und innigen Vertrauens. Im März 1781 trat Jacobi auch mit Lavater in Verbindung, welcher damals Bildnisse zu seiner Physiognomik aus allen Ecken der Welt zusammenbrachte. Das Gefühlsleben des Schweizer Propheten stimmte trefflich zu Jacobi's Seelenbedürfniß. Diese Seite seines Wesens befreundete ihn auch näher mit Matthias Claudius, welcher dann wieder Herder's Verbindung mit Jacobi vermittelte. Der erste Brief Herder's an Jacobi, vom 29. Mai 1783 (Jacobi's Werke, Bd. III. S. 471), ist im Hause des Wandsbecker Boten geschrieben. Schon vorher, am 12. August 1782, hatte der Magus aus Norden, wie er sich selber nannte, Johann Georg Hamann, ebenfalls durch Claudius veranlaßt, einen Briefwechsel mit Jacobi angeknüpft, welcher zuerst von Lessing und Spinoza ausgehend, wobei Hamann Mendelssohn und den Berlinern scharf die Spitze bietet, später eine große

Ausdehnung gewann. Hamann läßt Jacobi in seine häuslichen und schriftstellerischen Verhältnisse und Verlegenheiten mit unbedingtem Vertrauen hineinblicken. Nach Jacobi's letztem Wunsche hat Friedrich Roth diesen ausführlichen Briefwechsel, der in Königsberg den 6. Januar 1785 beginnt, und in Münster den 14. Juni 1788, wenige Tage vor Hamann's Tode, endet, als dritte Abtheilung dem vierten Bande von F. H. Jacobi's Werken, welcher die Schriften über Spinoza enthält, zugefügt. Man erkennt darin überall Jacobi's Verehrung für den Geheimniß-glaubenden, Wunder-suchenden „Vater Hamann." Im Sommer 1787 besuchte Hamann seine Freunde in Münster, zu welchen namentlich die Fürstin Gallitzin gehörte, hielt sich im Herbste dieses Jahres Monate lang zu Pempelfort auf, wohin Jacobi selbst ihn aus Münster abholte, und kehrte dann dorthin zurück, wo er am 21. Juni 1788 starb, und von der Fürstin in ihrem Garten begraben wurde. Bis zu ihrem Tode, den 27. April 1806, ehrte sie fromm das Andenken des homo Christianus, wie ihn die von Hemsterhuis verfaßte Grabschrift nennt.

Je mehr Jacobi von Jahr zu Jahr mit der kritischen Philosophie zerfiel, desto enger schloß er das Bündniß mit den Männern des Glaubens. Es ist wahr, daß er mit voller Ueberzeugung nie auf ihrer

Seite stand. Aber gelang es ihm auch nicht vollständig, oder hat er nie vermocht, den Kopf dem Herzen völlig dienstbar zu machen, so strebte er desto eifriger nach der Harmonie zwischen beiden, die ihm mit Recht als höchster Lebenszweck erschien. Daher seine Abneigung gegen die Anmaßungen der allein sich selber setzenden Vernunft, und das unausgesetzte Trachten, mit dem positiven Christenthum als Denker sich in friedliches Verhältniß zu bringen. Dies ist denn auch ein Hauptunterschied seiner Denkungsart von Goethe's Naturverehrung, welcher in dem Briefwechsel beider Freunde, besonders seit dem Erscheinen der Schrift über Spinoza 1785, immer schärfer uns begegnet. „An dir ist überhaupt vieles zu beneiden," schreibt Goethe am 5. Mai 1786, „Haus, Hof und Pempelfort, Reichthum und Kinder, Schwestern und Freunde und ein langes et caetera. Dagegen hat dich aber auch Gott mit der Metaphysik gestraft und dir einen Pfahl in's Fleisch gesetzt, mich dagegen mit der Physik gesegnet, damit mir es im Anschauen seiner Werke wohl werde, deren er mir nur wenige zu eigen hat geben wollen. Uebrigens bist du ein guter Mensch, daß man dein Freund seyn kann, ohne deiner Meinung zu seyn. Denn wie wir von einander abstehn, hab' ich erst recht wieder aus dem Büchlein (über Spinoza) gesehen." Goethe war der deutschen

Philosophie nie mehr abhold, als in jenem Augenblicke, wo er sich zur Reise nach Italien rüstete, das ihm Wirklichkeit und Anschauung statt der Abstractionen und Träume geben sollte. Jacobi machte dagegen im Sommer 1786 eine Reise nach England, die ihm den großartigen Welthandel vor Augen stellte.

Zu den in Folge der Verbindung mit Claudius und Hamann gewonnenen Freunden gesellte sich 1788 auch Graf Friedrich Leopold von Stolberg, dessen ernst christliche Gesinnung schon aus seinem ersten Briefe an Jacobi, vom 28. April 1788, klar hervorleuchtet. Im Sommer 1791 besuchte Stolberg Jacobi in Pempelfort, und nahm dessen zweiten Sohn Georg Arnold mit auf die Reise nach Italien. Gleich darauf (5. August 1791) schreibt Stolberg aus Frankfurt: „Wir wollen, wir werden in trauter Gemeinschaft mit einander bleiben, bis einem nach dem andern das Herz bricht, und dann wird die Knospe unsrer Freundschaft zur ewigen Himmelspflanze sich entfalten.“ Sie haben einander Wort gehalten. Als Stolberg in der Folge zum Katholicismus übertrat, und deshalb vielfache Anfeindungen erfuhr, war Jacobi einer der Wenigen, die sich dem Freunde bald wieder näherten, obgleich auch er den Schritt desselben, wenigstens zu Anfange, nicht billigte. „Mein ewig geliebter Stolberg!“ schreibt Jacobi

aus Eutin den 1. September 1804, „das bleibst du, trotz dem Scheidebriefe, den du mir vor zwei Jahren sandtest. — Je älter ich werde, je dankbarer wird mein Herz gegen jeden, der mir Gutes erwiesen hat.“

Außer jenen zartchristlichen Freunden bewegen sich in dieser Zeit um Jacobi auch Staatsmänner, Johannes Müller, G. Forster, Dohm, Rehberg u. A., mit welchen er die ahnungsvolle Weltlage vor der ersten Revolution und nach ihrem Ausbruche häufig bespricht. Nur kurze Zeit freute Jacobi sich der neuen Bewegung. Schon im August 1789 ward er andrer Meinung, indem er nicht begriff, wie der Menschheit noch zu helfen sei, so lange es an Treu und Glauben für die Constitutionen fehle. So schrieb Jacobi am 6. August 1792, wenige Tage vor dem schrecklichen 10. August, da das Königthum dem Pöbel weichen mußte, und der Krieg begann. Ihm kam es jetzt vor, die Geschichte liege in den letzten Zügen. Gerade dieses Jahr brachte ihm bedeutenden Besuch. Zuerst im Januar Dohm, kurz vorher in Lüttich thätig, mit seiner Familie, im Juli Herder, an den Jacobi sich inniger anschloß, als beide vorher geahndet haben mochten; dann reisete Jacobi (Ende August) nach Carlsruhe zu seinem Freunde Schlosser, Goethe's Schwager, wohin auch

sein Bruder aus Freiburg kam. Doch der Schrecken vor dem Anrücken der Franzosen trieb schon den 30. September die Gesellschaft aus einander. Das war der erste Wink der neuen Zeit, das Wehen vor dem Sturme, welcher bald darauf, im Spätherbste 1794, Jacobi aus dem friedlichen Pempelfort vertrieb.

Doch der Herbst 1792 sollte ihm noch eine große Freude bringen, — das Wiedersehen Goethe's in Pempelfort.

Unruhige, angstvolle Tage waren es gewesen, die Jacobi im September und October, erst in Carlsruhe, dann auf der Rückreise in die Heimath, unter Kriegsgeräusch und Gewirre der Fliehenden, verlebt hatte. Wir ersehen es aus seinem Briefe an Herder vom 23. October 1792, aus Pempelfort. „Ich sehe keinen Weg, schreibt er dem Freunde, weder vor mir, noch hinter mir.“ Unterdessen hatte Goethe am 20. August, im Gefolge des Herzogs von Weimar, Frankfurt verlassen, im September den Preußischen Feldzug gegen die Franzosen in die Champagne mitgemacht, und so am 20. der schrecklichen Kanonade von Valmy beigewohnt, welche den verhängnißvollen Rückzug des Herzogs von Braunschweig zur Folge hatte. Regen und Sturm, Krankheit und Entbehrung schienen losgelassen gegen das unglückliche Kriegsheer. „Von hier und heute geht eine

neue Epoche der Weltgeschichte aus," — sprach Goethe am Abend des Schicksalstages zu seinen Freunden, — „und Ihr könnt sagen, Ihr seid dabei gewesen."

Plötzlich, zu Anfange des Novembers, erschien Goethe, völlig unerwartet, in Pempelfort. Des Fragens und Erzählens von den ausgestandenen Drangsalen des unglücklichen Feldzuges war kein Ende. Denn seit beinahe vier Wochen war fast kein Laut von dem Heer in die deutsche Heimath gelangt. Es war, als ob es von der Erde verschlungen worden. Nach und nach erheiterten sich die Gemüther der Freunde; man begann, nach alter Weise, sittliche und litterarische Mittheilungen. Allein Goethe fand sich durch den schrecklichen Feldzug der zarten Gesinnung früherer Werke, selbst seiner Iphigenie, die man ihm zur Vorlesung in die Hand gab, entfremdet. Die Wirklichkeit, die gebieterischen Forderungen des Tages beherrschten ganz den Dichter, den nur ein seit Jahren liebevoll gehegtes Studium der Natur zu idealen Höhen wieder emporzog. Dies und die Nachklänge Italiens hatten in Goethe's Wesen die vollständigste Umwälzung bewirkt seit den schönen Tagen, als er in jugendlicher Begeisterung in denselben Räumen, unter den Schatten von Pempelfort, zuerst an Jacobi's Herzen lag.

Doch immer noch übte diese Umgebung den alten Zauber. Dies that vorzüglich auch der zarte, sittliche Geist des Familienkreises, der in Mitten aller Stürme sich rein erhalten hatte.

Damit verband sich eine Art von Abschließung dieses Kreises nach außen. Goethe klagt, daß Jacobi damals von seiner schon ein Jahr gedruckten Metamorphose der Pflanzen wenig Kenntniß genommen, daß seine morphologischen Gedanken, so wohl geordnet und überzeugend er sie auch vortrug, keinen Eingang fanden. Da verfiel er denn wohl in die alte Unart, gewaltsame Paradoxen aufzustellen, welche verletzen mußten, und ihm den Namen eines „umgekehrten Heuchlers" erwarben. Es liegt in diesem Namen die feste Ueberzeugung der Freunde von der Güte der Gesinnung des Dichters und seiner unveränderten Neigung. Meinungen trennen, Gesinnungen verbinden die Menschen. Goethe, der nur auf acht Tage gekommen war, verlebte fast den ganzen November 1792 in Pempelfort und Düsseldorf, und man fühlt es seiner Schilderung jener Ruhetage an, wie gern er sich halten lassen, wie wohl ihm dort geworden. Ihn freute „das schöne Gebäude der häuslichen Glückseligkeit" Jacobi's (Briefwechsel mit Goethe, Seite 140), „der Hauswirth immer munter und aufregend, die Schwestern wohl-

wollend und einsichtig, der Sohn (Max Jacobi) ernst und hoffnungsvoll, die Tochter (Clara, später verheirathet an A. von Clermont) wohlgebildet, tüchtig, treuherzig und liebenswürdig, an die leider schon vorübergegangene Mutter und an die frühern Tage erinnernd, die man vor zwanzig Jahren in Frankfurt mit ihr zugebracht hatte." So beschreibt Goethe (Werke, Band 25 S. 162) den Jacobi'schen Kreis *) zu Pempelfort kurz vorher, ehe er für immer sich auflösete. Das Andenken an Jacobi's früh entschlafene Gattin gibt diesen Worten noch höhere Bedeutung. Sie war einst es gewesen, „die Heilige, deren ganzes Wesen Aufopferung war, die Unsträfliche, die ein Geist aus der Höhe belebte," wie der trauernde Gatte im Gefühle des herbsten Verlustes schreibt (am 13. Februar 1784), welche Goethe und Jacobi zusammenführte. Sie starb in

*) Wenn Goethe (im Verfolge der angeführten Worte) noch im Jahre 1792 Heinse mit zur Jacobischen Familie rechnet, und seiner Scherze dabei gedenkt, so ist dies offenbar eine Verwechselung mit 1774. Denn Heinse lebte seit 1787 in Mainz und Aschaffenburg, in der Nähe des Kurfürsten. Nicht erwähnt hat Goethe der beiden ältern Söhne Jacobi's, Johann Friedrich und Georg Arnold, weil beide nicht mehr in Pempelfort waren. Auch war am 27. December 1788 Jacobi's unglücklicher Vater, Johann Conrad Jacobi, gestorben, nachdem er die letzten Jahre in geistiger Dumpfheit zugebracht.

dem Unglücksjahre 1784, in demselben Winter, welcher den ganzen Niederrhein mit dem furchtbarsten Eisgange heimsuchte, kurze Zeit nach ihrem liebsten Sohne Franz. Es war die härteste Prüfung für den zart empfindenden Gatten. Er hat sie rühmlich bestanden, und so wohnte der Geist der verklärten Mutter fort und fort im Kreise ihrer Kinder, in dem stillen Heiligthum der Pempelforter Einsiedelei, wo sie so gern verweilte, das natürlich jetzt dem Vereinsamten nur noch lieber und traulicher ward.

Nach diesem herben Verluste fühlte Jacobi doppelt den Zug zum Freunde. Im Herbste 1784 reisete er mit seiner Schwester Charlotte nach Weimar, und verweilte einige Zeit. Froher, heiterer, getrösteter verließ er Goethe, dessen leiseste Berührung ihm wohl that. Und doch war damals beider Richtung schon sehr verschieden. Jacobi hatte auf dem Gebiete des Denkens sich mehr und mehr versucht, indeß Goethe unter allen Zerstreuungen des Welt- und Hoflebens niemals der Dichtung und Natur entsagt und eine Reihe edler Schöpfungen im Stillen vorbereitet hatte, die bald darauf an der Sonne Italiens reiften. Dankbar schildert Jacobi in einem Briefe vom 13. October 1784 Goethe'n die Rückreise, die Begegnung mit seinem Bruder zu Frankfurt. Goethe antwortet sehr herzlich: „Gewiß," sagt er, „man darf

sich nur vom Stuhle erheben, oder zur Hausthüre hinausgehen, irgend etwas unternehmen, so sieht man, daß ein gutes Schicksal ist, das sich des Menschen annimmt."

In Goethe, der von Pempelfort zu Ende des Novembers 1792 sich erst nach Duisburg zu dem selbstquälerischen Plessing begab, welcher einst 1777 die Harzreise im Winter veranlaßt hatte, dann in Münster die Fürstin Gallitzin, die schon vor Jahren mit Fürstenberg und Hemsterhuis in Weimar bei ihm gewesen war, besuchte, wirkte „die Auferbauung, die in Pempelfort angefangen" (wie er an Jacobi schreibt) weiter fort. Liebevoll spricht er im Augenblicke der Abreise von Münster (10. December 1792) es dem Freunde aus: „Das Bild, was ich von dir und den Deinigen mitnehme, ist unauslöschlich, und die Reife unsrer Freundschaft hat für mich die höchste Süßigkeit." Wer hat das Recht, diesem Worte des großen Dichters zu mißtrauen? — Auch in Münster fühlte Goethe sich sehr glücklich, und wäre in dem sittlich zarten, geistig bewegten Kreise der Fürstin gern länger geblieben, wenn er nicht in Weimar längst erwartet worden. Franz Hemsterhuis, welcher, als Sokrates, seiner Diotima, der Fürstin, einst die besten seiner Schriften zueignete, war bereits 1790 im Haag gestorben. Fürstenberg, „nunmehr um so

viele Jahre älter, immer derselbe verständige, edle, ruhige Mann," wie Goethe sagt, stand ihr noch zur Seite. Die ersten Unterhaltungen wandten sich auf Hamann. Seine großen, unvergleichlichen Eigenschaften erkannte Goethe freudig an. In der Fürstin erwachte früh das Gefühl, „daß die Welt uns nichts gebe, daß man sich in sich selbst zurückziehen, daß man in einem innern, beschränkten Kreise um Zeit und Ewigkeit besorgt sein müsse." Gern ließ Goethe diese Gesinnung gelten. Ihn zog in diesem Kreise so manches Gute und Schöne lebhaft an; die milde Frömmigkeit, der sittliche Ernst der Fürstin wirkte vortheilhaft ein auf das Gemüth des Dichters; die von Hemsterhuis ererbten geschnittenen Steine in ihrem Besitze beschäftigten seine künstlerische Phantasie. Der Abschied war fromm und für beide Theile bedeutend: sie übten gegen einander echt menschliche, christliche Duldung. So hatte auch diesmal Goethe's bessere Natur den Sieg davon getragen, und dazu half ohne Zweifel vor allen jener tiefe Eindruck des Pempelforter Kreises, das frisch erneute Andenken glücklicher Jugendtage.

V.

Anbruch der neuen Zeit.

„Unterdessen freue ich mich, eine gewisse Fülle der Zeit erlebt zu haben, wo alle Dinge sich verändern und eine neue Gestalt gewinnen müssen, wo ein innerliches Ringen zwischen Untergang und Aufgang den ganzen Horizont der Erde umfaßt." So schrieb Jacobi den 4. Mai 1790 an Christian Wilhelm von Dohm, welcher eben mit der Beilegung des Lütticher Aufstandes beschäftigt war. Gerade stand die französische Umwälzung im Beginn. Der Sturm der Bastille, die Abschaffung der Adelsvorrechte, der geistlichen Orden und Klöster, die Erklärung der Menschenrechte waren schon da. Necker und Mirabeau, mit sehr verschiedenen Mitteln, suchten den Sturm noch zu beschwören, indeß Ludwig XVI. zwischen Widerstand und Nachgeben hin und her schwankte. Allein die Emigration hatte schon seit dem Sommer 1789 angefangen und zu Coblenz, am Hofe des nahe verwandten Kurfürsten Clemens Wenzeslaus, sammelten Ludwigs XVI. Brüder, die Grafen von Provence und Artois, (nachmals Ludwig XVIII. und Karl X.) unter des Prinzen Condé Anführung, ihre Streitkräfte für

den Fall des Krieges. Es war natürlich, daß die große Bewegung in Deutschland, namentlich am Rhein, aus doppeltem Gesichtspunkte betrachtet wurde. Während die Einen mit dem Gefühle der Theilnahme und Neigung den Franzosen zuschauten, weil die Beseitigung verjährter Mißbräuche sie erinnerte an so Manches, das auch in deutschen Landen Abhülfe dringend nöthig machte, erklärten die Andern die begonnene Neuerung für den Untergang aller Ordnung, deren Bestehen an Thron und Altar geknüpft sei. Es ist nicht zu verkennen, daß beide Ansichten in gewissem Betrachte Recht hatten. So darf es uns denn nicht verwundern, in Deutschland die Stimmen der ausgezeichnetsten Geister über die französische Umwälzung damals völlig getheilt zu sehen. Sind doch jetzt, nachdem die Weltgeschichte in letzter Instanz entschieden, nachdem die Summe des durch jene ungeheuern Ereignisse Gewonnenen und Verlornen sich mit größerer Sicherheit ziehen läßt, noch nicht alle Verschiedenheiten der Ansichten verschwunden, und so hören wir täglich von der einen Seite rühmen und preisen, was die andere heftig verwünscht.

In den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten hat Goethe (Werke, Bd. 19, S. 207 ff.) diesen Widerstreit der Meinungen geschildert. Er versetzt uns an den Rhein, im Jahr

1792, als der Krieg bereits wüthete. „Der Fürst," sagt er dort, „das Land hatten viel durch den Einfall der Franzosen gelitten; er hatte die Willkür der Nation, die nur vom Gesetz sprach, kennen gelernt und den Unterdrückungsgeist derer, die das Wort Freiheit immer im Munde führten. Er hatte gesehen, daß auch in diesem Falle der große Haufe sich treu blieb, und Wort für That, Schein für Besitz mit großer Heftigkeit aufnahm." Hier vernehmen wir Goethe's eigene Ansicht, welcher er, dem Wesentlichen nach, auch im Fortschritte der großen Begebenheit, immer treu geblieben ist. Ganz anders, mit Jubel und Entzücken, begrüßten Klopstock und viele jüngere Dichter, auch wohl Schiller, den Anfang der Revolution; sie wurden jedoch bald, als die Schreckenszeit mit ihren Gräueln dem Königsmorde folgte, schauerlich enttäuscht. Aber selbst damals noch sprach der alte Kant, „alle Gräuel, die jetzt in Frankreich geschähen, wären unbedeutend gegen das fortdauernde Uebel der Despotie, die vorher in Frankreich bestand, und höchst wahrscheinlich hätten die Jacobiner Recht in Allem, was sie gegenwärtig thäten." (Nicolovius' Leben, S. 64.)

So allgemein herrschte zu jener Zeit das Gefühl, daß es in der Welt besser, wenigstens anders werden müsse und werde. Auch Jacobi

theilte dasselbe, namentlich in Beziehung auf Deutschland. „Was ich nicht so ganz mit Ihnen fühlen kann," schreibt er am 16. Juli 1790 an Johannes Müller, damals zu Mainz, „ist Ihr deutscher Patriotismus. Wir sind ein armes Volk, und ich sehe gar nicht ab, wie es besser mit uns werden soll. Das Menschenverständige verschwindet allmählich ganz aus unserer Verfassung; alle ihre Einrichtungen werden so sinnlos, so abgeschmackt, so lächerlich." (Briefwechsel, II. 33.) Niemand aber war von dieser Wahrheit tiefer ergriffen, als der kraftvolle Georg Forster, den auch Jacobi zu den Seinen zählte. Gerade im Frühling 1790 unternahm er von Mainz aus eine Reise, den Rhein hinab, nach Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich, deren reichen Ertrag an Beobachtungen und Ideen er in seinen gediegenen Ansichten (3 Theile, 1791—94) niederlegte. Hier spricht überall der gemäßigte Freund des Rechtes, der Ordnung, der Freiheit. Er hat der letztern in der Folge Glück und Leben zum Opfer gebracht, als er, im Auftrage der Mainzer Republikaner, im Januar 1793 nach Paris ging, und nun bald mit Schrecken begriff, welch ein Ungethüm diese „Freiheit und Gleichheit" werden könne. Ohne Halt und Freunde, erlag er zu Paris dem Kummer um das Verlorene, der herben Enttäuschung, der Anstrengung ohne Frucht, am 12. Januar 1794. Er hin=

terließ den Seinen nicht den Trost, daß sein Andenken ohne böse Nachrede geblieben. Erst die neuere Zeit hat Forster wieder erkannt, wie er wirklich gewesen. Ist es da zu verwundern, wenn Jacobi bald von der Revolution mit Widerwillen spricht, so wie vorher von der trägen Sicherheit und Ruhe, in welche Deutschland versunken schien? „Ich bin sehr mißmuthig," schreibt er am 6. August 1792 aus Pempelfort an Frau Doctorin Reimarus nach Hamburg, „und bin seit dem August 1789 nur immer trostloser geworden. Ueberhaupt sehe ich nicht, wie der Menschheit mehr zu helfen ist, woran wir ein festes Ja und Nein, Treue und Glauben auf jede Gefahr binden wollen, ohne welches alle Constitutionen sowohl für den einzelnen Menschen, als für Gesellschaften, nur Schattenspiele an der Wand sind. Ich gebe also meine Stimme für den jüngsten Tag." Dieses Mißbehagen wurde bei Jacobi durch ein Augenleiden gesteigert, das im Sommer 1792 ihn mit Blindheit bedrohte und, obgleich zum Theil bald darauf gehoben, doch theilweise bis zum Ende seines Lebens verfolgte.

Gerade zu dieser Zeit begann der Krieg gegen das empörte Frankreich mit dem Einfalle der Preußen, unter Anführung des Herzogs von Braunschweig, in die Champagne, welcher nach der Kanonade bei Valmy mit dem unglücklichen

Rückzuge endete, den Goethe meisterhaft schildert. Gleich darauf siegt Dumouriez über die Oestreicher in Belgien, besetzt Lüttich und Aachen, und Custine nimmt am 21. October die deutsche Reichsfestung Mainz durch feigen Verrath der dortigen Befehlshaber, ja selbst Frankfurt fiel auf kurze Zeit den Franzosen in die Hände. Schlimme Vorzeichen für den Ausgang des Kampfes der alten Ordnung der Dinge gegen die neue, welche mittlerweile in Frankreich als Republik (21. September 1792) hervortrat! —

Der ersten Bestürzung und Furcht folgte bald mannhafter Widerstand. Wie Vieles und Ruhmwürdiges damals im Felde, am Rhein, in den Niederlanden, durch tüchtige Heerführer und tapfere deutsche Heere geschah, besonders im Jahre 1793, hat die Geschichte nicht vergessen. Doch mit jedem Tage erkannte man deutlicher die Unzulänglichkeit des Alten, gegenüber dem Freiheitssturm aus Westen. Denn als im Januar 1793 das Haupt Ludwigs XVI. auf dem Blutgerüste gefallen war, da erhob in Frankreich der Schrecken sein Panier, das über ein Jahr in den Händen von Blutmenschen, wie Marat, Danton und Robespierre, das unselige Land mit Gräueln und Entsetzen füllte, indeß Heer auf Heer den Gränzen zueilte, unter dem Schalle der Marseillaise die von allen Seiten herandringenden Gegner zurückzutreiben. So stand zu An-

fange des Jahres 1794 über eine Million republikanischer Streiter im Felde, und junge, bis dahin namenlose Führer schlugen die erfahrensten Feldherren zurück, weil Schonung von Menschenleben ihnen fremd und die natürliche Lebhaftigkeit des gallischen Charakters durch den Freiheitsschwindel zur Begeisterung gesteigert war. Pichegru eroberte im Frühling 1794 die Niederlande, Jourdan siegte am 26. Juni bei Fleurus. Damit war das Schicksal des linken Rheinufers entschieden. Im Herbst ergaben Trier, Aachen, Cöln sich den Franzosen, ebenso Coblenz, und überall errichtete man Freiheitsbäume und vereinigte das Land mit der „einigen und untheilbaren Republik.“ Nur das im Sommer 1793 von den Preußen nach harter Belagerung wiedergenommene Mainz blieb noch in deutschen Händen, auf der Westseite des Rheines, bis zu Ende 1797, während des Rastadter Congresses, auch dieser letzte Rest der geistlichen Kurstaaten den Franzosen zufiel.

Das linke Rheinufer war seit vielen Jahrhunderten das Ziel der Bestrebungen Frankreichs gewesen. Nun war es erreicht. Denn nachdem 1795 Preußen zu Basel für sich mit der französischen Republik Frieden geschlossen, konnte das deutsche Reich nicht länger sich der Feinde erwehren, die immer massenhafter und sicherer den Umsturz der alten Ordnung betrieben. Damals stand an

der Spitze Frankreichs (seit dem Ende 1794) ein Directorium von Fünfen; schon bereitete sich im Stillen das Auftreten des Gewaltigen, der in Frankreich den Aufruhr zu bändigen, und der übrigen Welt Fesseln zu bringen, ausersehen schien. Napoleon Bonaparte, im December 1793 bei der Belagerung von Toulon zuerst genannt, führt 1796 ein französisches Heer nach Italien, das er, von Sieg zu Siege eilend, im Frieden von Campo Formio 1797, der auch das alte Venedig vernichtete, Frankreich dienstbar machte. Im nächsten Jahre unternahm er den halb romanhaften Zug nach Aegypten, und von dort zurückgekehrt, am 9. November 1799 — dem berufenen 18. Brumaire, — stürzte er das kraftlose Directorium, um sich selbst, als ersten Consul, an die Spitze der Regierung zu bringen. Recht und Ordnung kehrten in Frankreich zurück. Gewaltig trat es jetzt den Nachbarn entgegen. Das erfuhren am 14. Juni 1800 die Oestreicher in der Schlacht bei Marengo, die Norditalien den Franzosen in die Hände lieferte, und 1801 das deutsche Reich im Frieden von Lüneville, wo das linke Rheinufer abgetreten wurde. Nun folgten Schlag auf Schlag die Thaten Napoleons, der seit dem 18. Mai 1804 sich Kaiser der Franzosen nannte.

Kehren wir nach Düsseldorf zurück, wo seit dem Beginn des Krieges, im Jahr 1792, die Män-

gel der bestehenden Staats- und Kriegseinrichtungen immer fühlbarer wurden (Jacobi's Briefwechsel, II. 94), je näher der Sturm aus Westen heranzog. Nur in Arbeit fand damals Jacobi noch Beruhigung. Er besorgte die neue Ausgabe des Eduard Allwill, (Königsberg bei Friedrich Nicolovius 1792), welche Goethe's Schwager, Johann Georg Schlosser in Carlsruhe, zugeeignet ist. Sie enthält als Zugabe das Schreiben Jacobi's an Erhard O**, vom 28. Januar 1791, in welchem der herrschenden Unwahrheit und Selbstsucht auf das entschiedenste widersprochen wird. Im September 1792 unternahm Jacobi mit seiner Schwester Helene einen Ausflug nach Carlsruhe zu Schlosser, wo er mit seinem Bruder Johann Georg, dem Professor zu Freiburg im Breisgau, zusammentraf. Das Wiedersehen wurde am 30. September gestört durch den Ueberfall der Franzosen gegen Speier. Unter mancherlei Noth und Angst kehrte Jacobi mit den Seinen über Stuttgart, Heilbronn, Heidelberg nach Pempelfort zurück. Schon füllten Düsseldorf und die benachbarten Orte sich mit Flüchtlingen. Bald darauf erschien Goethe in Pempelfort, mit ihm die Erinnerung schöner Zeiten, aber auch die lebhafte Schilderung der Kriegesgräuel. Auch Friedrich Leopold von Stolberg, in Begleitung von Jacobi's zweitem Sohne, Georg Arnold, und dem

edlen Ludwig Nicolovius, welchen Jacobi als Hamanns jungen Freund im November 1789 zuerst zu Pempelfort bei sich gesehen und lieb gewonnen hatte, kehrten gegen Ende des Jahres 1792 aus Italien zurück, heitere, fromme Eindrücke aus dem schönen Lande der Kunst und Religion mit heimbringend. Aber für solche war zu Hause kein Boden mehr. Zu Anfange des Jahres 1793 sah Jacobi in Aachen die widersinnigen französischen Anordnungen; in einem Briefe an Goethe vom 24. Januar 1793 (Briefwechsel, II. Seite 120) spricht er seinen Unwillen darüber aus. Eben war das Haupt Ludwigs XVI. gefallen. Dieses entsetzliche Ereigniß ward Jacobi zur Veranlassung jener „zufälligen Ergießung eines einsamen Denkers," die in Briefform (an Ernestine, vom 21. Februar 1793) in der Folge in Schillers Horen erschien. Jacobi vergleicht den unglücklichen König mit Lear und dem im Wetter zum Grabe hinabsteigenden, sich verklärenden Oedipus. „Niemals," sagt er, „werde ich den Tag vergessen, an dem ich sein erstes Verhör las. Er war mir noch Lear, da er vor jene Schranken geführt wurde, wo die Geister Gonerill's und Regan's, vornehmlich Edmund's zur Legion gewordener Dämon, wider ihn zu Gericht saßen. Ich erwartete nicht, daß hier auf einmal seine Gestalt sich so verwandeln würde. Auch

seine Richter waren nicht darauf gefaßt. Ich fühlte mit ihnen, fühlte mit dem Könige und mit mir selbst. Wie war ich erschüttert, zerrissen und bewegt!" (Jacobi's Werke, I. 255.) Aber trotz dieses Mitgefühls, verkennt der Denker nicht das Anbrechen einer neuen Zeit. „Er sieht lauter widernatürliche Ereignisse, Wechselbälge, Ungeheuer, Geburten der abscheulichsten Lüsternheit und Willkür," sagt er (Seite 270) von einem Freunde. „Ich sehe die nothwendige Entwickelung einer neuen Epoche der Menschheit. Gesetzmäßige Kinder der Zeit stehen in der Geburt, drängen sich zur Geburt, dem Scheine nach in sehr verkehrten Lagen. Wie sie zur Welt kommen werden, ist ungewiß. Aber die Mutter ist unsterblich." Und weiterhin: „Von jenen fürchterlichen Gestalten, vor denen du erschrocken zurückbebst, ergreife kühn die nächste; halte sie fest, noch fester; laß sie nicht entfliehen: es ist Proteus, der Wahrsager! — Dränge ihn; er wird dir Rede stehen, die in ihm verborgene Weisheit dir enthüllen. Das Gute und Wahre in jeder Verwandlung, welche sie auf Erden leiden, zu erkennen, und keine dieser Um- und Einbildungen für das wesentliche Wahre und das wesentliche Gute selbst zu halten; weder zu glauben, daß sie gegenwärtig hier oder da leibhaftig vorhanden sind, noch zu hoffen, daß sie je auf dieser Welt leibhaftig da seyn werden, je auf-

hören werden, Geist zu sein, um lauter Fleisch und Bein, das jeder greifen kann, um durch und durch Buchstabe zu werden: diese Weisheit und diesen Verstand — o, daß wir einmal alle davon erfüllt seyn möchten! Aufmerksam auf den Geist jeder Zeit, würden wir dann ohne Erbitterung die Zeiten nur mit jenem Geiste der Wahrheit und des Lebens zu vergleichen trachten, der in die Zeiten verhüllt unwiderstehlich die Zeiten regiert. Blicke umher, — was siehst du? — Lauter Gestalten, aus denen der Bildungstrieb, der sie hervorbrachte, entwichen ist. Sie bewegen sich noch, aber sie athmen nicht mehr. Anderswo ist die Seele, die ehmals sie belebte, und wirkt neue Gestalten. Werden jene hohlen Masken der entflohenen nachjagen, sie einholen, sie wieder erobern können? — Sie vermissen sie ja nicht einmal." (S. 290.) Mit solcher Klarheit, so gediegenem Ernste blickte Jacobi damals dem Sturze des Alten, dem Werden des Neuen entgegen. Es war nicht Gleichgültigkeit, nicht selbstische Kälte, wie sie viele, sonst vernünftige Menschen, nach Stolberg's klagender Aeußerung (vom 6. December 1793, Jacobi's Briefwechsel II. 136) damals beschlich. Es war die Ruhe des Weisen. Und so nahm er gleich eine ernste Beschäftigung vor, mitten unter Getümmel und Kriegsgeschrei, die Abrundung und Vollendung

des Woldemar, welche im Januar 1794 zu Stande kam. (Brief an Wilhelm von Humboldt, vom 31. Januar 1794, Briefwechsel II. 141.) Er ward Goethe gewidmet, am 12. Januar, mit herzlichen Worten, welche diesem wohl thun mußten und wohl thaten. Der Dichter vertiefte sich eben damals in die Geheimnisse der erscheinenden Welt, Licht und Farben, da der Denker den tiefsten Regungen des Busens, Liebe und Selbstsucht, nachforschte.

Auch von außen ward Jacobi durch Freunde auf diese Betrachtungen von neuem hingeführt. F. L. Stolberg richtete aus Emkendorf in Holstein, wo er bei seinem Verwandten, dem Grafen Reventlow, sich aufhielt, am 19. Februar 1794, an Jacobi einen langen Brief, der auf die Nothwendigkeit christlicher Ueberzeugung stark hindeutet, und seine jetzt bereits entschiedene Richtung klar durchscheinen läßt (Jacobi's Briefwechsel II. 148 ff.); von einem Besuche zu Münster, bei der Fürstin Gallitzin, wo er seit 1789 nicht gewesen war, im Frühlinge desselben Jahres 1794, brachte Jacobi die Ueberzeugung zurück, daß eine starke Veränderung mit derselben vorgegangen, durch ihre jetzt streng kirchliche, katholische Richtung, daß er aber „trotz allem dem, was ihm an ihr nicht lieb sei, sie dennoch unaussprechlich liebe, bewundere und verehre. Es ist eine unermeßliche Fülle in ihr von

Schönheit und Größe," sagt Jacobi in einem Briefe an L. Nicolovius vom 9. Mai 1794 (Briefwechsel II. 165); „sie hat ein wahrhaft fürstliches Gemüth, und jede Grazie steht ihr zur Seite, wenn sie nur winkt. So ist sie selbst; so wohnt sie in meinem Herzen, so wird sie es ewig besitzen. — Fürstenberg hat mich wieder sehr gefreut. Er ist und bleibt derselbige, ein Mann, wie kein andrer; ein andrer neben jedem, unnachahmbar und keiner Nachahmung fähig."

Gleich nach der Zurückkunft Jacobi's von Münster (5. Mai), im Sommer 1794, fingen die Kriegsunruhen von der niederländischen Seite an, die sein Gemüth sehr bewegten. Namentlich seitdem er (15. Juni) nach Aachen gereiset war, wo sein Vermögen in dem Handelshause seines Schwagers, des Herrn von Clermont, sich befand. Mittlerweile knüpfte sich Jacobi's Verhältniß zu Schiller an, und zwar durch einen sehr ehrenvollen Brief Schiller's (vom 24. August 1794) an den Mann, „dessen herrlicher Genius schon längst seine Huldigung hatte," mit der Bitte, zu den von ihm beabsichtigten Horen Beiträge zu senden. (Jacobi's Briefwechsel, II. 172.) Dieser Bitte entsprach Jacobi im Sommer 1795 durch Einsendung jener „Ergießungen eines einsamen Denkers," über welche Schiller ihm (Jena 9. Juli 1795) seine

herzliche Freude bezeugt. Auch gegen Goethe spricht Schiller am 20. Juli 1795 seine Zufriedenheit mit dieser Abhandlung aus. (Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, I. 183.) Wilhelm von Humboldt sagt: „Jacobi's Aufsatz amüsirt mich doppelt, da er meine Kunst, zu rathen, so anhaltend beschäftigt.“ (Brief an Schiller, vom 28. Juli 1795. Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt, S. 114. Vgl. S. 202.) Besonders aber ward Jacobi von der Theilnahme Wilhelms von Humboldt an dem neu erschienenen Woldemar angenehm berührt, welche sich in einer tiefeingehenden Beurtheilung dieses Werkes kund gab. Durch Humboldt ward jetzt auch Fichte veranlaßt, an Jacobi die ersten Bogen seines Lehrbuches der Wissenschaftslehre zu senden. „Ist irgend ein Denker in Deutschland, sagt Fichte in seinem Briefe, am 29. September 1794, „mit welchem ich wünsche und hoffe, in meinen besondern Ueberzeugungen übereinzustimmen, so sind Sie es, mein verehrungswürdigster Herr; — ich, der ich von den meisten berühmten philosophischen Schriftstellern nichts, als Widerspruch erwarte, und darüber eben nicht sehr betreten bin.“ (Briefwechsel, II. 184.) Daß es mit dieser Uebereinstimmung, bei aller gegenseitigen Achtung, nicht recht gelang, werden wir sehen.

Gerade in diesen letzten Tagen des Septembers,

da die Franzosen dem Rheine sich näherten, faßte Jacobi den schnellen Entschluß, Pempelfort zu verlassen, um dem Kriegslärm auszuweichen. Nicht für immer sollte diese Trennung von dem geliebten Hause und Garten seyn. Aber dennoch ward sie es. Ludwig Nicolovius, der in Jacobi's Hause im Sommer 1793 Schlosser's Tochter Luise, Goethe's Nichte, kennen und lieben gelernt, war eben jetzt wieder nach Pempelfort geeilt, weil er Schlosser und dessen Angehörige dort anzutreffen hoffte. Allein er fand nur das leere Haus, und Jacobi's Schwester Charlotte, die zurückgeblieben war, um mit ihm, wenn Schlosser es gestatten würde, nach Ansbach zu gehen, wohin sich jener mit den Seinigen begeben hatte. Schlosser jedoch widerrieth diese Reise, wegen der bösen Zeiten. So blieb denn Nicolovius in Pempelfort, um den Rest von Jacobi's Bibliothek und manche Papiere zu ordnen und fortzuschaffen. Die erste Woche des Octobers kam heran.

Düsseldorf war damals eine pfälzische Festung. Als den 5. October die letzten Oestreicher über die dortige Schiffbrücke zogen, standen die französischen Vorposten am Rhein, der Stadt gegenüber. Es war Sonntag, Alles in gewohnter Ruhe. Gegen Abend rückten 4000 Mann Oestreicher in die Stadt ein. Am nächsten Vormittag thaten diese aus den Batte-

rien am Rhein einige Schüsse, um ein kleines Haus jenseits des Rheines umzuwerfen. Diese Schüsse wurden der Stadt verhängnißvoll. In jenem Hause befand sich ein französischer Anführer, krank oder verwundet. Der Unwille der Franzosen verlangte Rache. Am Abende des 6. Octobers warfen sie drei Stunden lang Bomben und glühende Kugeln auf die Stadt. Bald brach eine furchtbare Feuersbrunst aus. Das kurfürstliche Schloß, ein thurmgekrönter Bau des 16. Jahrhunderts, lange die Wohnung ruhmreicher Fürsten, zur Seite der Gallerie-Gebäude, die Johann Wilhelms unschätzbare Gemälde-Sammlung enthielten, loderte in hellen Flammen auf. Fast ein halbes Jahrhundert stand das Schloß seitdem als Ruine da, bis in unsern Tagen erst ein Flügel, dann noch einer, zu Maler-Werkstätten eingerichtet, endlich (1846) auch gegen den Rhein hin und nach dem erhaltenen Hauptthurme zu, ein stolzer Neubau, zum Behufe der Stände-Versammlung, unter König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, wieder aufgeführt wurde. Aber nicht bloß das Schloß sank in Schutt und Asche während jener grausenvollen Nacht, die auf viele Jahre sich den Gemüthern der Menschen unauslöschlich einprägte. Auch der Marstall, ein den Kreuzbrüdern gegenüber liegendes Nonnenkloster, ein Theil der Ratinger Straße standen in Flammen, die

weithin in's Land leuchteten. Schrecken, Verwirrung, Rathlosigkeit, Flucht überall. Wer konnte, Behörden und Bürger, Reiche und Arme, entfloh, jeder mit dem Theil seiner Habe, der am leichtesten fortzubringen war. Denn man besorgte für den nächsten Tag den Wiederanfang der Schrecken. Pempelfort zwar blieb verschont, doch auch Nicolovius mit Jacobi's Angehörigen entfloh, den ersten Tag bis Kettwig, den 8. October bis Essen. Allein die Stadt wurde nicht weiter beschossen. Als Nicolovius den 10. October nach Pempelfort zurückkehrte, um noch einige Sachen zu retten, fand er den geliebten Wohnsitz unversehrt. Aber noch loderten in der Stadt Flammen aus dem Schutt der Zerstörung; fast alle Häuser waren verschlossen, Düsseldorf größtentheils verlassen von seinen Einwohnern; die Franzosen standen gegenüber, die Oestreicher warfen Schanzen auf, der Stadt zur Seite. Man hörte starkes Kanoniren in der Nähe, bei der Schiffbrücke zwischen Düsseldorf und Cöln.

So war denn auch in die schönen Gegenden am Niederrhein, die seit dem siebenjährigen Kriege keinen Feind gesehen hatten, das Unheil der schreckenreichen Gegenwart eingezogen. Nun erwachten wieder die grausigen Erinnerungen jener Zeit, da, nach dem Siege Herzog Ferdinand's von Braunschweig bei Crefeld (1758), die Hannoveraner Düs-

seldorf mit glühenden Kugeln beschossen, um die Franzosen hinauszutreiben. Zwar blieb Düsseldorf und das Bergische für jetzt noch in deutschen Händen, allein die Noth der Zeit empfand man darum nicht minder drückend. Und als auf den kalten, harten Winter von 1794 Theuerung und Verlegenheit überall folgte, als im April 1795 Preußen zu Basel sich vom Kriege gegen Frankreich lossagte, da war auch der Rhein nicht länger mehr gegen die Franzosen zu hüten. Am 6. September 1795 gingen sie, unter Jourdan, in der Nähe der Ruhr-Mündung, über den Strom und nahmen Düsseldorf. Wohl ward es später wieder von denselben befreit. Aber die Wechselfälle des Krieges berührten nun fort und fort Stadt und Land. Mitten unter diesen Verwirrungen starb zu München der alte Kurfürst Karl Theodor, am 16. Februar 1799, ohne Nachkommenschaft, welche seine reichen Erbländer zu beherrschen hoffen durfte. Er hatte die goldene Zeit des Friedens und glückseliger Ruhe, die sich im Andenken der Menschen noch lange an seinen Namen knüpfte, indem man vieler Uebelstände und Mißbräuche nur schonend oder gar nicht gedachte, kaum wenige Jahre überlebt. Das Kurfürstenthum Bayern, mit ihm das Herzogthum Berg, kam an Maximilian Joseph aus dem Hause Zweibrücken, welcher 1805 die könig-

liche Würde annahm, und darauf das Herzogthum Berg an Napoleon abtrat. Dieser gab es, zum Großherzogthum erhoben, zuerst seinem Schwager Joachim Murat, dann, als derselbe 1808 König von Neapel ward, seinem Neffen Ludwig Napoleon, der noch ein Kind war. Für ihn führten zu Düsseldorf französische Minister und Generale im Auftrage Napoleons, ganz in seiner gewaltthätigen Weise, die Herrschaft. Dieser Zustand endete erst da, als nach der Leipziger Schlacht, am 10. November 1813, die Verbündeten einzogen in Düsseldorf. Ihren besten Schatz, die Gemälde-Gallerie, hatte die Stadt leider schon acht Jahre früher mit den abziehenden Bayern nach München wandern sehen. Daß ihre Festungswerke, gemäß dem Lüneviller Frieden (1801), abgetragen und an der Stelle finstrer Thore, einengender Wälle und stinkender Gräben jetzt breite, luftige Straßen und heitre Spaziergänge rings umher angelegt wurden, gereichte ihr dagegen zum Vortheil und Genusse, damals und für künftige Zeiten.

VI.

Jacobi's Wanderjahre.

Wir wenden uns wieder zu Jacobi, der, in Begleitung seiner Schwester Helene und seiner Tochter Clara, von Pempelfort im October 1794 sich über Münster zuerst nach Hamburg begab, wo er Freunde besaß. Bald hier, bald zu Wandsbeck im Hause seines treuen Matthias Claudius, dann wieder zu Emkendorf, auf dem Gute des Grafen Reventlow, brachte er die ersten Wochen und Monate seiner Wanderschaft zu. Er wußte sich in das Unvermeidliche mit gutem Muthe zu finden, und an Genuß und Beschäftigung gebrach es ihm keinesweges.

Freilich war dieses Hamburger Leben bewegter, großstädtischer, zerstreuender, als ihm auf die Dauer lieb seyn konnte. Aber die herzliche Neigung edler Freunde, unter welchen die Häuser Reimarus, Sieveking u. a., besonders aber die geistvolle, obgleich stets leidende, Gräfin Julia von Reventlow, geborne Schimmelmann, zu nennen sind, trug viel dazu bei, die schmerzlich aufgegebene Ruhe des schönen Pempelfort seinem

wandernden Besitzer in etwa zu ersetzen. Nach und nach gewöhnte Jacobi sich an das neue Leben. Er und Andere, besonders auch Gräfin Julia, gaben sich viele Mühe, Goethe'n zu einer Reise nach Holstein zu bewegen. Doch dieser blieb taub gegen alle Bitten. Das anspruchsvolle Familienleben, die Schauspiele zur Geburtstagsfeier in dem gräflichen Hause, zu welchen Jacobi sich gelegentlich hergab, und manches Andre mochte ihm mißfallen*). Aus und über Pempelfort erhielt Jacobi öfter Nachrichten durch seinen getreuen Heinrich Schenk, einen höchst ausgezeichneten Geschäftsmann, der 1799 als Geheimerrath nach München ging. Ihm hatte Jacobi 1789 die zweite Ausgabe seiner Schrift über die Lehre des Spinoza in ehrenden Ausdrücken gewidmet. Nun war Schenk, gleichsam als Hüter des verlassenen Paradieses, in Pempelfort zurückgeblieben. Immer wünschte und hoffte Jacobi, dorthin bald zurückzukehren. Er dachte an einen schnellen Frieden, und glaubte nicht, daß die

---

*) „Dergleichen Mummereien innerhalb eines einfachen Familienzustandes waren mir immer widerwärtig; die Aussicht darauf stieß mich mehr ab, als daß sie mich angezogen hätte. Mehr aber noch hielt mich das Gefühl zurück, daß man meine menschliche und dichterische Freiheit durch gewisse conventionelle Sittlichkeiten zu beschränken gedachte." Goethe, Annalen von 1795, Werke Band 27, S. 43.

Franzosen auf der Rheingränze bestehen würden. „Wenn erst der Schnee schmelzen und Frühlingsluft mich anwehen wird,“ schrieb er an Schenk aus Emkendorf am 4. Februar 1796, „wie viel lieblicher werden sie dann vor mir stehen, die grünen Bäume, wodurch Ihr weißes Haus schimmert! Ich darf nicht denken an die Freude und Rührung, mit der ich vor der Schwelle meines Hauses niederknien und sie küssen würde.“ (Briefwechsel, II. 198.) Schenk's Haus, das noch heute diesen Namen trägt, liegt dem Thore Jacobi's gerade gegenüber, im Schatten der hohen Bäume seines Gartens.

Auch der Zustand seines Vermögens und darauf bezügliche Einrichtungen fingen jetzt an, Jacobi Sorgen zu machen. Bald wurde diese Sorge nur zu sehr gerechtfertigt. Am 5. December 1795 starb zu Vaels bei Aachen der alte Herr von Clermont, Jacobi's Schwager und Betty's Bruder, nach kurzer Krankheit. Er war ein kräftiger, kluger Mann, der für den Wohlstand der Familie, als Haupt eines großen Handelshauses, redlich Sorge trug. Auch Jacobi's und seiner Geschwister Vermögen stand in dieser Handlung. Jacobi verglich den ernsten Mann oft mit einem Fürsten aus der Patriarchenzeit. Sein Verlust wurde allgemein empfunden und beklagt. Jacobi befand sich eben bei den Grafen Stolberg zu Tremsbüt-

tel in Holstein, als er denselben erfuhr. Zu Anfange des Jahres 1796 sehen wir ihn zu Eutin, jener an einem See reizend gelegenen kleinen Stadt in Holstein, welche damals unter der landesväterlichen Obhut des Herzogs von Oldenburg und Bischofs zu Lübeck, Peter Friedrich Ludwig, sich zusagender Verhältnisse erfreute. Seit 1782 wirkte Johann Heinrich Voß an der Schule zu Eutin für die Ausbildung der Jugend in den Wissenschaften des Alterthums, und die Einführung der hohen Geister Griechenlands und Roms in den Gedankenkreis des deutschen Volkes. Hier übersetzte er den Homer und Virgil, und stellte in seiner Luise (1795) das Vorbild eines reindeutschen Idylls in homerischer Form auf, welchem gewiß das eine Verdienst nie abgesprochen werden darf, Goethe's Hermann und Dorothea (1797) ins Leben gerufen zu haben. Nun war 1793 auch F. L. Stolberg zu Eutin einheimisch geworden und hatte seinen jungen Freund und Reisegefährten Ludwig Nicolovius nach sich gezogen. Andere Erscheinungen von Bedeutung sammelten sich an dem freundlichen Orte. Im Sommer 1793 verweilte die Fürstin Gallitzin mit Bernhard Overberg, aus Münster, längere Zeit daselbst, ein Besuch, dessen Wirkung auch in Stolberg's nachmaliger Religions-Veränderung sichtbar wurde. Unter den Gästen, welche

kamen und gingen, nennt man noch Christian Stolberg, Schönborn, Niebuhr, Hensler, Pfaff, Soltau, Baggesen, Gerstenberg, Boje, Claudius, Köppen, Frau von Rodde, die Tochter Schlözer's, Zimmermann, Brinkmann, ferner die französischen Ausgewanderten Mathieu Dumas, unter dem Namen Funk, Charles Villers, der Jacobi's Woldemar übersetzte, Quatremère de Quincy und Vanderbourg. So fehlte es denn in diesem Winkel Deutschlands keinesweges an geistigem Leben, wie es für Jacobi Bedürfniß war, und indeß in der Heimath, am schönen Rheine, Krieg und Zerstörung wüthete, bereitete man sich im grünen Holstein, durch Arbeit und freundschaftlichen Genuß, für die bessern Tage der Zukunft. „Möchte auch um Deinetwillen der Friede bald die Welt beglücken," schrieb Goethe an Jacobi den 12. Juni 1796, — „daß Du in Deine schöne Heimath wieder zurückkehren könntest. Ich traue den nordischen Sumpf- und Wassernestern, in denen Du diese Paar Jahre zugebracht hast, gar nichts Gutes zu." —

Das Ersehnte geschah nicht so bald, als Goethe wünschte. Sah doch auch dieser durch den Krieg in Italien eben damals den Plan vereitelt, seinem Heinrich Meyer nach dem geliebten Lande zu folgen. Seine Sehnsucht nach Italien aber und tausend heitere, kräf-

tigende Eindrücke, die er dort empfangen, hatte Goethe während derselben Zeit in dem Roman Wilhelm Meister's Lehrjahre (1795 u. 1796, 4 Theile) niedergelegt.

In demselben besitzen wir gewiß eines der Hauptwerke des Dichters. Die Anfänge des Meister fallen in jene vielbewegte Erstlingszeit (1775 — 1780), da Goethe zu Weimar im Verkehr mit Welt und Leben über sich selbst und seine geistige Richtung so reiche Erfahrungen machte. Auf der einen Seite wandte er sein Auge damals auf das Nützliche, in Staat und Leben Brauchbare, ja Nothwendige, das dem idealen Streben so gern und oft den Weg vertritt. Auf der andern hielt die Beschäftigung mit einem Liebhaber-Theater die Liebe zur Kunst, das Versuchen und Hervorbringen auf ihrem Gebiet, in belebender Frische. Beide Elemente sind in Goethe's Meister nicht zu verkennen. Er zeigt uns Versuche jeder Art, glückliche und verfehlte, menschlich und künstlerisch durch Thätigkeit zur Einsicht zu gelangen. „So entsteht ein Gefühl, das an Verzweiflung gränzt, und doch ist es möglich, daß alle die falschen Schritte zu einem unschätzbaren Guten hinführen.“ (Goethe, Annalen Werke, XXVIII. S. 7.) Dieses Gute ist die Ausbildung zum Schönen und zugleich Guten, zur echten Humanität.

VII.

Goethe's Meister und Schiller.

Bei Gelegenheit der Erscheinung dieses Romans offenbarte sich auf's neue die innere Verschiedenheit Goethe's und Jacobi's. Dieser erkannte in dem Meister wohl ein ächtes Meisterwerk, sowohl in Anordnung, als Ausführung; er fühlte den Zauber der Darstellung, den Reiz des Wunderbaren, „der so heimlich und doch so aufregend darin angebracht ist, daß Genuß und Verlangen sich gleichsam im Gemüthe Eintracht zuwinken, voll Wohlgefallen an dem Dienste, den sie von einander haben." (Jacobi's Brief aus Emkendorf, vom 8. Februar 1795. Goethe's Briefwechsel mit Jacobi, S. 205.) Allein er tadelt doch auch Manches. Besonders das Sündhafte, das den Damen Anstoß gegeben, und hin und wieder ein Mißverhältniß zwischen den ausgedrückten Empfindungen und ihren Ursachen oder Gegenständen. Ihm scheinen dergleichen nur „Verirrungen des Geistes und des Herzens." (S. 207) Goethe antwortet sehr kurz, beides, Lob und Tadel, freue ihn; rückwärts dürfe er jetzt nicht sehen; er habe noch eine „wunderliche

Bahn zu durchlaufen." Und als auch der vierte Theil des Romans (1796), statt des von Goethe für denselben von Jacobi erbetenen „freundlichen Gesichtes" (S. 213), nur Lob in Bezug auf einzelnes Vortreffliche, aber auch den Tadel nicht genügender Entwickelung des Ganzen erfährt, da ruft Goethe fast empfindlich dem Freunde zu: „Gebe der Himmel, daß Meister eine bessere Aufnahme erfahre, wenn du gelegentlich ihn vor beiden Ohren, oder vielleicht vor beiden Augen auftreten lässest! Sollte es aber auch da nicht gehen, so wollen wir ihn bei Seite legen und etwas anderes vornehmen." (Brief aus Weimar, 26. December 1796, S. 216.) Und nun stockt der Briefwechsel der Freunde beinahe drei Jahre lang, bis ein Brief Jacobi's aus Eutin, vom 9. December 1799, ihn herzlich und traulich wieder anknüpft.

Allerdings ward Goethe durch Schiller's begeisterte Theilnahme an dem Wilhelm Meister, die sich in seinen Briefen aus den Jahren 1795 und 1796 überall kund gibt, durch die Lobeserhebungen Wilhelm von Humboldt's, Körner's *) und andrer Freunde

*) Vgl. zum Beispiel den Brief Körner's an Schiller, Dresden, 10. Februar 1795: „Wilhelm Meister hat meine Erwartung wirklich übertroffen. Es gibt wenig Kunstwerke,

für Jacobi's Ausstellungen reichlich entschädigt. Schiller, der in Goethe die Verbindung griechischen Geistes mit deutscher Bildung am meisten bewunderte, fand auch in diesem Roman die schönste Harmonie, „ein Gefühl geistiger und leiblicher Gesundheit, das nicht das Geringste zurückläßt, was das Gemüth unbefriedigt und unruhig läßt, und die Bewegung desselben nicht weiter treibt, als nöthig ist, um ein fröhliches Leben in dem Menschen anzufachen und zu erhalten.“ (Schiller an Goethe, Jena, 7. Januar 1795. Briefwechsel, Theil I. 98.) Was Wunder, wenn Goethe, unter diesen beiden gleichzeitigen Urtheilen, dem Worte des Dichters den Vorzug gab, welchen er seit Kurzem zu seinen nähern Freunden zählte! — Und Schiller beruhigt Goethe treffend über jene Jacobi'sche Ansicht. „Die Jacobi'sche Kritik, sagt er den 1. März 1795, hat mich nicht im geringsten gewundert; denn ein Individuum, wie er,

---

wo das Objective so herrschend ist, — die lebendigste Darstellung der Leidenschaft, abwechselnd mit dem ruhigsten, einfachsten Ton der Erzählung.“ Schiller's Briefwechsel mit Körner, Th. III. 246. vgl. S. 265 über den zweiten Theil des Meister. Ferner Schiller's innige Freude am Ganzen, im Juli 1796. S. 345. Wilhelm von Humboldt's Lob des 5. u. 6. Buches des Meister, in den Briefen an Schiller, vom 31. August und 4. December 1795.

muß eben so nothwendig durch die schonungslose Wahrheit Ihrer Naturgemälde beleidigt werden, als Ihr Individuum ihm dazu Anlaß geben muß. Jacobi ist einer von denen, die in den Darstellungen des Dichters nur ihre Ideen suchen, und das, was seyn soll, höher halten, als das, was ist. Der Grund des Streites liegt also hier schon in den ersten Principien, und es ist völlig unmöglich, daß man einander versteht. Sobald mir einer merken läßt, daß ihm in poetischen Darstellungen irgend etwas näher anliegt, als die innere Nothwendigkeit und Wahrheit, so gebe ich ihn auf. Könnte er Ihnen zeigen, daß die Unsittlichkeit Ihrer Gemälde nicht aus der Natur des Objects fließt, und daß die Art, wie Sie dasselbe behandeln, nur von Ihrem Subject sich herschreibt, so würden Sie allerdings dafür verantwortlich seyn, aber nicht deswegen, weil Sie vor dem moralischen, sondern weil Sie vor dem ästhetischen Forum fehlten. Aber ich möchte sehen, wie er das zeigen wollte."

Hier berührt denn Schiller den Gegensatz philosophischer und reindichterischer Weltanschauung, die freilich niemals ganz in einander aufzulösen sind. Nachdem er selbst Jahre lang in den speculativen Gehegen sich umgetrieben,

„wie ein Thier, auf öder Heide
von einem bösen Geist im Kreis geführt,"

wendet er, durch Goethe's mächtigen Genius *) gehoben, sich entschieden dem Dichterischen zu. „Wie ist doch, ruft er aus, solche Dichtung über alle Philosophie!“ — Nun gehört es ihm zu dem schönsten Glück des Daseyns, daß er die Vollendung des Meister erlebt, daß sie noch in die Periode seiner strebenden Kräfte fällt, daß er aus dieser reinen Quelle noch schöpfen kann, wie er am 2. Juli 1796 an Goethe schreibt (Briefwechsel, II. 78), und es kommt aus seiner Seele, wenn er hinzufügt: „Ich verstehe Sie nun ganz, wenn Sie sagen, daß es eigentlich das Schöne, das Wahre sei, was Sie, oft bis zu Thränen, rühren könne. Ruhig und tief, klar und doch unbegreiflich, wie die Natur, so wirkt es und so steht es da, und Alles, auch das kleinste Nebenwerk, zeigt die schönste Klarheit, Gleichheit des Gemüths, aus welchem Alles geflossen ist.“ Und von hier aus unternimmt nun Schiller mit Glück die Beurtheilung der einzelnen Scenen und Charaktere, mit Lob einstimmend in Goethe's Darstellung, oder

*) „Es ist erstaunlich, wieviel Realistisches schon die zunehmenden Jahre mit sich bringen, wieviel der anhaltende Umgang mit Goethe und das Studium der Alten, die ich erst nach dem Carlos habe kennen lernen, bei mir nach und nach entwickelt hat.“ Schiller an W. von Humboldt, am 21. März 1795. (Briefwechsel, S. 432.)

gelegentlich Bedenken aufwerfend, welche Goethe keineswegs unbenutzt *) läßt. Ja er sucht sich selbst die Hauptidee des Ganzen klar zu machen, nach welcher der Leser gewöhnlich am ersten fragt. Schiller hat sie so bestimmt: „Meister tritt von einem leeren und unbestimmten Ideal in ein bestimmtes, thätiges Leben, aber ohne die idealisirende Kraft dabei einzubüßen. Die zwei entgegengesetzten Abwege von diesem glücklichen Zustand sind in dem Romane dargestellt, und zwar in allen möglichen Nüancen und Stufen." (Briefwechsel, II. 116.)

Gegen diese Aussöhnung des Idealen mit dem Realen in schönmenschlicher Thätigkeit, welche den echten Boden der Kunst bildet, dem von jeher auch die edle Blume der Dichtung entsproß, verhielt von Anbeginn die Philosophie sich mehr feindlich, als wohlgeneigt. Sie hat den Trieb, das Ideale allein auf den Thron zu erheben, und von da aus der bunten Welt zu spotten, die sie tief, nach ihrer Meinung, unter

*) „Goethe versichert mir, daß die Beschwerden, die ich ihm über das sechste Buch des Meisters machte, in dem achten beantwortet und hinweggeräumt seien. — Bei dieser Gelegenheit habe ich aufs neue erfahren, daß man ihm sehr viel Wahrheit sagen kann." Schiller an Wilhelm von Humboldt, den 21. August 1795. (Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt, S. 163.)

sich erblickt. Platon, selbst ein schönheitliebendes Gemüth, dem Phantasie oft die unzulängliche Begriffserkenntniß ersetzen mußte, wie seine Mythen beweisen, will doch den Dichter aus seinem Staat entfernen. Wie unsre neuen Begriffs- und Gedanken-Helden mit Kunst und Dichtung oft gefährliche Spiele treiben, ist bekannt, eben so das Urtheil der gewöhnlichen Staats- und Geschäftsmänner über die reinsten Blüthen des Geistes. Hier wird noch täglich — mit dem Dichter zu reden —

„der rauhen Wirklichkeit zum Raube,
was einst so schön, so göttlich war.“

Anders verhält es sich mit dem Widerstreite des künstlerisch Schönen und des sittlich Guten, einem Gegensatze, der in einem völlig reinem Gemüthe, das durchdrungen ist von der Gewalt der göttlichen Idee, nie störend hervortreten kann. Desto mehr irrt und stört er die Welt, wie sie einmal ist, halb dem sinnlichen Trieb ergeben, halb, aus Pflicht und Nothwendigkeit, ein Gesetz, eine Schranke festhaltend, die dann wieder jeder für sich, so viel möglich, im Geheimen zu umgehen trachtet. Zwischen Reiz und Verbot in bedenklicher Mitte, kann sie zu dem ächt Schönen eigentlich niemals gelangen. Ihr Gefühl ist nicht rein, ihr Urtheil bestochen. Zu den edelsten Ideen des Dichters

bringt sie ihre eignen unzureichenden, schwachen, lüsternen Empfindungen und Triebe, und so wird ihr unter den Händen das Beste gemein, das Seltenste alltäglich. Unter diesem Nachtheile steht kein Dichter mehr und bedenklicher, als der getreue Maler der Natur.

Ein solcher ist Goethe, und so ist es zu erklären, daß gerade seine vortrefflichsten Werke, wie der Meister, die Wahlverwandtschaften, vor allen der Faust, den Schwachen stets den ärgsten Anstoß gaben. Ob es damit jemals sich ändern werde, ist sehr zu bezweifeln. An Schiller dagegen ist man gewohnt, die Reinheit zu preisen. Und ohne Zweifel verdient er im strengsten Sinne dieses Lob; denn seine vollkommen ideale Natur erhebt ihn hoch über die Verworrenheit des Tages, das Gemeine des Marktes der Welt, auf dem sich Goethe mitunter behaglich umsieht. Schiller stellt an sich selbst und an seinen Leser stets die höchsten Forderungen des Denkens und Wollens, und Alles, was er berührt, wird so edler und erhabener. „Wisset, sagt er, ein erhabener Sinn legt das Große in das Leben, doch er sucht es nicht darin!“ — Und gerade deshalb ist Schiller's Begeisterung für Wilhelm Meister noch höher zu schätzen, weil er in manchem Betracht sich selbst verläugnen, über sich hinausgehen mußte, um Goethe's rein gegenständliches Gemälde des

wahren und falschen Künstlerlebens, mit seinem Licht und seinen mächtigen Schatten, — Mignon und Philine, Lothario und Jarno, Laertes und Felix, den Harfenspieler und die Gräfin Natalie, und wie alle jene wunderbaren Träger Goethe'scher Weltanschauung sonst Namen haben, in ihrer Tiefe und Wahrheit zu erkennen. Wir dürfen überzeugt seyn, die Unsittlichkeit einzelner Charaktere und Scenen im Wilhelm Meister fand an Schiller wahrlich keinen Vertheidiger; aber er sah ein, er wußte aus Erfahrung, daß dies der Weltlauf sei, den ein großer Dichter hier unter das verschönernde Prisma seiner idealen Auffassung gebracht.

Von den folgenden Tadlern Meisters ist besser, zu schweigen; eben so von den zahlreichen Nachahmern, den Alles verderbenden. Schon von Schiller wurde, wenige Wochen vor seinem Tode, im April 1805, die schmerzliche Klage erhoben, daß er auch nicht ein einziges neues Product der Poesie zu nennen wisse, das einen neuen Namen an der Spitze trüge und ihm Freude machte. „Dagegen — sagt Schiller (Briefe an W. von Humboldt. S. 490) — regt sich die unselige Nachahmungssucht der Deutschen mehr, als jemals, eine Nachahmung, die bloß in einem identischen Wiederbringen und Verschlechtern des Urbildes besteht."

VIII.

Jacobi in Eutin.

Jacobi's Wanderleben in Holstein dauerte fast fünf Jahre. Immer hegte er noch die Hoffnung, der Friede müsse bald hergestellt, die Rückkehr in das geliebte Pempelfort vor der Thüre seyn.

Vom Sommer 1796 bis 1797 hielt er sich zu Wandsbeck bei Claudius auf. Im Juni 1796 sah und sprach er den aus Frankreich geflohenen General Dumouriez, der damals zu Billwerder, in der Nähe von Hamburg, bei einem Bauern wohnte, nach Jacobi's Aeußerung, ein sehr bürgerliches Ansehen hatte, und sich Mühe gab, jeden Zweifel über seinen Charakter wegzuräumen. (Jacobi's Briefwechsel, II. 229). Zu derselben Zeit lernte er den geistvollen Wüstling Grafen Rivarol und Ludwig's XVI. Jugendfreund, den Grafen d' Angiviller, kennen, welcher zu Kiel unter dem Namen Charles Trueman lebte, und sich mit deutscher Sprache und Litteratur beschäftigte. Dieser bewunderte den Woldemar und ging an eine französische Uebersetzung des Allwill, (Jacobi's Briefwechsel, II. 238.) deren Schwierigkeit ihm freilich bald fühlbar wurde.

Zu Ende Juli 1797 überraschte die Fürstin Gallitzin Jacobi in Wandsbeck, als dieser über die Weltlage, den Frieden von Campo Formio, den Fortschritt der neuen Ideen eben noch in großer Spannung sich befand, wie aus seinen Briefen an Elise Reimarus und Franz von Fürstenberg hervorgeht. Mit der streng kirchlichen Richtung der Fürstin vertrug sich Jacobi nach Möglichkeit. „Wenn ich mich nicht in Poden und Antipoden durch Sympodie zu finden wüßte, — schreibt er den 4. October 1797 an Herder, — so wäre mein Leben hier im Lande, bei meinen Verhältnissen, unerträglich."

Im Juni des Jahres 1798 reisete Jacobi, der im Winter und Frühjahr über schlechte Gesundheit viel zu klagen hatte, in das Seebad Doberan, wo er unter andern Hufeland antraf. Dann kehrte er nach Eutin zurück, wo er in Schlosser's Hause, das dessen Schwiegersohn Nicolovius inne hatte, die erwünschteste Aufnahme fand. Noch immer stand die Rückkehr nach Pempelfort ihm vor der Seele. Da erhielt er zu Anfange 1799 zwei schlimme Nachrichten auf einmal: der kaum gedämpfte Krieg brach wieder aus und — sein Freund Heinrich Schenk wanderte von Düsseldorf nach München.

Pempelfort zu behalten, gestatteten ihm nicht mehr die erlittenen Vermögens-Verluste. Es blieb ihm also

nur die Wahl, entweder sich in Eutin niederzulassen, wo man ihn ehrte und anerkannte, oder nach Aachen zu ziehen, wo damals sein Sohn Johann Friedrich und dessen Brüder Georg Arnold und Max, auch seine Tochter Clara, die an Arnold von Clermont verheirathet war, in behaglichen Umständen lebten. „Diese Wahl anzustellen, schreibt er am 3. April 1799 an seinen ältesten Sohn Johann Friedrich, darf ich nicht länger verschieben. Ich und noch weniger Lene (seine Schwester) halten das unstäte und flüchtige Leben länger aus, des Aufwandes, den es erfordert, nicht einmal zu gedenken." (Briefwechsel, II. 274.) Aber zu stark war Jacobi's Abscheu gegen die französischen Republikaner, „einen Bund gegen Alles, was gut, ehrbar, gerecht und heilig ist," wie er sich ausdrückt, zu fest die Ueberzeugung von dem Wohlwollen der Freunde in Holstein, als daß die Wahl lange zweifelhaft bleiben konnte. Am 3. Juni 1799 schreibt Jacobi an seines Bruders Peter Eduard Gattin, Friederike, geborne von Clermont, in Düsseldorf, deren Geist und Liebenswürdigkeit er bei Gelegenheit ihres frühen Todes, im October 1799, gegen Goethe rühmt, (Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi, S. 186 und 219), die dringende Noth habe ihn für Eutin bestimmt.

Er war jetzt 57 Jahre alt; er dachte, nicht viele

Zeit mehr vor sich zu haben. Und so erhielt denn Jacobi in Eutin nun Haus und Garten; sein Nachbar links war F. L. Stolberg, rechts der Hofprediger. Er freute sich eines geräumigen Bücherzimmers mit der Aussicht in den Garten, hinter dem eine schöne Allee und der Hofgarten lag. „Ueberhaupt lebten damals in Holstein und dessen Nähe viele ausgezeichnete Menschen in freundlichem Verkehr, welche späterhin nach Süden und Osten getrennt wurden, oder jetzt im stillen Grabe ruhn,“ — erzählt uns ein jüngerer Genosse jener Tage, Friedrich Köppen, damals in Lübeck, später Professor zu Landshut, in seinen „Vertrauten Briefen über Bücher und Welt,“ Leipzig 1820, Th. I. S. 387. Hamburg, Wandsbeck, Altona, Lübeck hatten ihre Genossen; sie nahmen und gaben Besuche, sie standen im Briefwechsel.“

„Eutin ist eine Landstadt, zugleich Sommeraufenthalt des Oldenburgischen Fürsten; es vereinigt dadurch die Stille des Landlebens mit bequemer Räumlichkeit der Wohnungen und äußerer städtischen Anmuth. Am Ufer des spiegelhellen Sees prangt der Schloßgarten, mit vielem Geschmack angelegt, stets zierlich gehalten und für jedweden zur Benutzung offen. Jacobi's kleiner Hausgarten stieß an denselben, so daß unser Philosoph sonder Anstrengung ihn er=

reichen und in seinen Schattengängen wandeln konnte. Ein Saal des Hauses faßte die auserlesene Bibliothek, in welcher man schwerlich ein geistreiches philosophisches Werk vermißte und viel Seltenes fand, was größere Büchersammlungen nicht besitzen. Für die Aufnahme von Freunden war hinreichend gesorgt, und ich habe ihrer viele dort angetroffen, ohne meines angenehmen Plätzchens zu entbehren. Eutin gewährte dadurch das Bild eines den Musen, der gebildeten Gesellschaft und den Eindrücken anmuthiger Natur gewidmeten Lebens und Jacobi gedachte desselben bis an seinen Tod mit besonderer Vorliebe und erfreulichem Rückblick, selbst das frühere Pempelfort unvergessen."

Hier begann denn Jacobi auch das frühere wissenschaftliche Leben und Wirken mit neuem Eifer. Zunächst knüpfte dasselbe sich an eine neue Bekanntschaft, welche er kurz zuvor gemacht. Am 13. October 1798 schrieb ihm Friedrich Richter, unter dem Namen Jean Paul seit 1795, wo der „Hesperus oder fünf und vierzig Hundsposttage" zuerst erschien, und noch mehr 1796 durch den „Siebenkäs" und andere humoristische Schriften bereits Liebling der zarter fühlenden Lesewelt, obgleich von Goethe und Schiller, seiner Formlosigkeit wegen, nur wenig geschätzt, aus Leipzig einen Brief voller Verehrung. Er nennt

Jacobi dort den „Lehrer seines Innersten, den königlichen Beschützer seines Glaubens.“ Er thut dies mit besondrer Rücksicht auf die eben Alles beherrschende und zergliedernde kritische Philosophie, wie Fichte sie vortrug. Richter's Herz und Gefühl suchte Schutz gegen dieses „philosophische Laternisiren alles innern Lebendigen“ bei Jacobi und Herder. Mit ihnen verbündet wollte Richter eine Monatsschrift gegen jene Philosophie in Weimar, wohin er jetzt zog, herausgeben. (Jacobi's Briefwechsel, II. 256 f.) Jacobi antwortet aus Eutin den 5. November, freundlich und erfreut, er werde zwar nicht Beiträge zu einer Monatsschrift liefern, aber wohl eine Schrift über die neue Philosophie herausgeben, die im vorigen Winter (1797) in Hamburg fast fertig geworden.

Dies ist das Schreiben an Fichte, erschienen zu Hamburg bei Perthes, 1799, vom 3. März dieses Jahres, welches den dritten Band von Jacobi's Werken eröffnet. In demselben tritt sein Nichtwissen gegen Fichte's Wissen scharf hervor. „So gewiß ich Vernunft besitze, heißt es S. 35, so gewiß besitze ich mit dieser meiner menschlichen Vernunft nicht die Vollkommenheit des Lebens, nicht die Fülle des Guten und des Wahren; und so gewiß ich dieses mit ihr nicht besitze, und es weiß, so gewiß weiß ich, es ist ein höheres Wesen, und ich habe in ihm meinen Ursprung.

Darum ist denn auch meine und meiner Vernunft Losung nicht: Ich, sondern Mehr, als Ich, Besser, als ich, — ein ganz Anderer. Ich bin nicht, und ich mag nicht seyn, wenn Er nicht ist. Ich selbst wahrlich kann mein höchstes Wesen mir nicht seyn. So lehret mich meine Vernunft instinctmäßig Gott. Mit unwiderstehlicher Gewalt weiset das Höchste in mir auf ein Allerhöchstes über und außer mir; es zwingt mich, das Unbegreifliche, ja das im Begriff Unmögliche zu glauben, in mir und außer mir, aus Liebe, durch Liebe."

Hier kehrt denn Jacobi das tiefe Bedürfniß des Glaubens und der Gewißheit im unmittelbaren Gefühle, das schon in der Schrift über die Lehre des Spinoza zu Tage liegt, gegen den auf die Spitze getriebenen Fichte'schen Idealismus. Und doch hatte Fichte den Gedanken stets fest gehalten, er stimme im Grunde mit Jacobi überein. „Ja, theurer, edler Mann, schreibt er noch am 26. April 1796, wir stimmen ganz überein, und diese Uebereinstimmung mit Ihnen beweiset mir mehr, als irgend etwas, daß ich auf dem rechten Wege bin. Auch Sie suchen alle Wahrheit da, wo ich sie suche, im innersten Heiligthum unseres eigenen Wesens. Nur fördern Sie den Geist, als Geist, so sehr die menschliche Sprache es erlaubt, zu Tage; ich habe die Aufgabe, ihn in der Form des Systems aufzufassen, um ihn, statt jener Afterweisheit, in die Schule

einzuführen. Was geht auf dem langen Wege von Geist zum System nicht alles verloren! Und auch jetzt, 22. April 1799, dankte Fichte auf's wärmste für Jacobi's Schreiben, und erklärte, er unterschreibe dasselbe fast durchgängig unbedingt. Er gesteht Jacobi Herrschaft über die Speculation zu, welche er doch verschmähe. „Sie drangen in unser Land ein, um unsere Schwäche auszukundschaften, und dies ist Ihnen denn gelungen: außer daß die Verständigen unter uns nie haben seyn wollen, was wir nicht seyn können." (Jacobi's Briefwechsel, II. 279.) Sichtbar ist Fichte's Hineigung zu der unmittelbaren Wahrheit des Lebens und Empfindens, von der Starrheit des Systems, welche bald darauf in seinen mehr popularen Schriften, der „Bestimmung des Menschen" (1800) und besonders in der „Anweisung zum seligen Leben" (1806) noch entschiedener sich verräth. So nähern denn die beiden großen Denker, von ganz getrennten Standpunkten ausgehend, sich in der Beziehung auf das Wirkliche, Thatkräftige des Lebens, so wie ihre geistige Bedeutung von beiden gegenseitig erkannt wurde.

Von dieser Seite nähern sich am Schluß des Jahres 1799 auch Goethe und Jacobi auf's neue, nachdem Wilhelm Meister sie entzweit hatte. Goethe, im engern Bunde mit Schiller, wie uns der Brief-

wechsel beider zeigt, hatte unterdessen viel gedichtet, vorzüglich sein sinnig klares Epos „Hermann und Dorothea," diese Perle unserer Poesie (1797). Außerdem hatte die Fortsetzung seines Faust, jenes riesenhaften Jugendentwurfes, der mit jedem Jahre an Stoff gewann, und die Farbenlehre ihn immerfort beschäftigt. Mit Schiller hatte er 1796. die Xenien in das Chaos der damaligen Litteratur geschleudert, gleichsam feurige Pfeile, die überall Flammen des Aergers oder der Schadenfreude hervorriefen. Nun sendet Jacobi den Brief an Fichte Goethe'n zu, welcher ihn jedoch schon in der Handschrift gesehen hatte. Dieser lobt Gehalt und Rundung der Schrift, und fügt (2. Jan. 1800) ein bedeutendes Wort hinzu. „Seit der Zeit wir uns nicht unmittelbar berührt haben, habe ich manche Vortheile geistiger Bildung genossen. Sonst machte mich mein entschiedener Haß gegen Schwärmerei, Heuchelei und Anmaßung auch gegen das wahre, ideale Gute im Menschen, das sich in der Erfahrung nicht wohl ganz rein zeigen kann, oft ungerecht. Auch hierüber, wie über manches Andere, belehrt uns die Zeit, und man lernt, daß wahre Schätzung nicht ohne Schonung seyn kann. Seit der Zeit ist mir jedes ideale Streben, wo ich es antreffe, werth und lieb, und Du kannst denken, wie mich der Gedanke an Dich erfreuen muß, da Deine Richtung

eine der reinsten ist, die ich jemals gekannt habe. Wenn ich Dir von mir sagen sollte, so müßte ich weitläufig seyn; denn die drei oder vier Jahre haben manche Veränderung in mir hervorgebracht.“ (Jacobi's Briefwechsel mit Goethe, S. 220 f.) Goethe beklagt, im Verfolge dieses Schreibens, daß Jacobi sich „so weit hinten im Norden gebettet“ und wünscht ihn an einen nähern Ort, wie etwa Dresden, das doch mitten in der bewohnten Welt liege, an Reizen der Natur und der Kunst reich und von Fremden viel besucht sei.“ Er hätte dort hoffen können, den Freund jährlich einmal zu sehen. Das Verlangen, über die Welt in's Klare zu kommen, wie über sich selbst, wuchs bei Goethe mit den Jahren. „Man lernt mehr einsehen, indem man weniger leistet,“ schreibt er an Jacobi den 23. November 1801, „und so hat jede Jahreszeit des Lebens ihre Vortheile und ihre Nachtheile. — Wie ich mich zur Philosophie verhalte, kannst Du leicht denken. Wenn sie sich vorzüglich auf's Trennen legt, so kann ich mit ihr nicht zurecht kommen, und ich kann wohl sagen, sie hat mitunter geschadet, indem sie mich in meinem natürlichen Gang störte; wenn sie aber vereint, oder vielmehr, wenn sie unsre ursprüngliche Empfindung, als seien wir mit der Natur eins, erhöht, sichert und in ein tiefes, ruhiges Anschauen verwandelt, in dessen immer-

währender $\sigma\acute{\upsilon}\gamma\kappa\rho\iota\sigma\iota\varsigma$ und $\delta\iota\acute{\alpha}\kappa\rho\iota\sigma\iota\varsigma$ wir ein göttliches Leben fühlen, wenn uns, ein solches zu führen auch nicht erlaubt ist, dann ist sie mir willkommen, und Du kannst meinen Antheil an Deinen Arbeiten darnach berechnen. (Jacobi's Briefwechsel mit Goethe, S. 225.) Diese Stelle wird in der Folge noch Bedeutung erhalten, wo Goethe's Naturansicht der Jacobi'schen feindlich begegnet. Dem Dichter erscheint die Natur als ein Ganzes, ein Seyn und Werden zu gleicher Zeit; der Denker trennt das Bestehende von dem Veränderlichen. Er macht sich selbst, sein Glauben und Empfinden zum Mittelpunkte der Welt, die dem Dichter in jeder Mannichfaltigkeit der Erscheinung, im nie ruhenden Wechsel der Gestalten als ein Unendliches, dem es unmöglich ist, jemals sich selbst, sein Bilden und Gestalten zu entziehen, in übermächtiger Fülle und Größe entgegentritt.

Für Jacobi aber brachte jene Zeit, da Fichte Jena mit Berlin vertauschte, weil er hier unangefeindet zu lehren gedachte, was über Gott und Welt ihm ausgemacht erschien, vielfache Ehre und Auszeichnung. Friedrich Richter bekämpfte in seiner **Clavis Fichtiana** (1800) von seinem Standpunkt aus, dem des unmittelbaren Gefühles, eben damals Fichte's Wissenschaftslehre, und auch Herder äußerte Beifall über Jacobi's Brief an Fichte. Zu derselben Zeit

verwendete Jacobi sich für Fichte in München durch seinen Freund Heinrich Schenk. „Wollte man in den akademischen Anstalten und Einrichtungen etwas verbessern, so wäre wohl kein Mann in Europa, der dabei mit Rath und That besser an die Hand gehen könnte, und es lieber möchte, als Fichte. — Ueber seine Rechtschaffenheit sei nur eine Stimme," — schreibt er den 15. October 1799 an Schenk. (Briefwechsel II. 287).

Jetzt nahm Jacobi auch den Kampf auf gegen die Grundlage des Kantischen Systems, gegen die Kritik der reinen Vernunft. Es geschah in der Abhandlung: „Ueber das Unternehmen des Kriticismus, die Vernunft zu Verstande zu bringen," schon 1799 begonnen, doch erst 1801 vollendet, zuerst erschienen in des Kieler Professors, Reinhold, Beiträgen, 1801. Sie steht in Jacobi's Werken III. Bd. S. 59—195. Ihre Absicht ist, die Vernunft, als Vermögen der Ideen, in Schutz zu nehmen gegen Kant's aus dem bloßen Begriff entsprungene Beschränkungen, durch welche Freiheit zum Gespenste, göttliche Vorsehung zum Problem werde. „Der Mensch, sagt Jacobi S. 192, fühlt sich über die Natur erhaben, losgerissen von den Banden der Endlichkeit, sieht unter sich sein eignes Wesen, so fern es zur Natur gehört, und dies unbegreifliche und

wunderbare Vermögen nennt er Freiheit. Ihn zieht ein geheimer Trieb zum Guten, zum Schönen und Edlen; die Urbilder desselben erwecken ihm eine Lust, wie sie die Welt nicht giebt, und er erblickt in ihnen eine Offenbarung des göttlichen Wesens, weil sie selbst göttlich sind. Moralität ist Abdruck dieses Göttlichen im Leben, nicht Wirkung einer kalten, leeren Maxime. — Glückseligkeit ist nur der Rauch des nie versiegenden Feuers, welches unsre Brust durchglüht; moralisches Gesetz nur die für sich selbst leere Schale der Frucht; Religionsphilosophie nur ein Zeugniß der im Menschen gefundenen Religion: der gottgeschaffene Geist des Menschen zündet jenes Feuer, wirket die Frucht und schauet mit angeborenem Auge den Schöpfer."

So machte denn auch bei Jacobi jenes tiefe religiöse Bedürfniß sich stärker geltend, unter vielfacher Erfahrung des Lebens und reiferem Nachdenken, das schon in der Schrift über die Lehre des Spinoza angedeutet ist. Fast zu derselben Zeit, am 28. September 1800, verließ F. L. von Stolberg Eutin, nachdem er alle seine Aemter niedergelegt, begab sich nach Münster und trat zur katholischen Kirche über; — ein Schritt, der von den meisten seiner Freunde ihm viel und schwer verdacht wurde.

Zu den Befremdeten, Verletzten gehörte zuerst

auch Jacobi. Briefe, die er damals in frischer Aufregung über das Ereigniß schrieb, wurden wider seinen Willen bekannt*); er hat später diese Briefe aus der Sammlung gänzlich ausgeschieden, und ist zur ersten Liebe gegen den edlen Stolberg vollständig zurückgekehrt. Schon im September 1804 schreibt er ihm auf das herzlichste, und empfiehlt ihm seine Söhne, die nach Münster reiseten (Briefwechsel II. 356). „Mit entflammten Wünschen — antwortet Stolberg — möchte ich Dich hinüberziehen, liebster Jacobi, und Dich dann ewig an mein Herz drücken.“ Dieselbe liebevolle Gesinnung athmet Stolberg's Brief vom 7. Mai 1806, in welchem er Jacobi den am 27. April erfolgten Tod der Fürstin Gallitzin meldet, und in demselben Geiste ist Jacobi's Antwort gehalten (Briefwechsel II. 391—395).

Man erkennt das Bedürfniß der Religion, des Glaubens in Allem, was von Jacobi ausgeht. Daß er nicht, wie seine Freunde Hamann, Lavater, Claudius, Stolberg u. A. zu dem Kinderglauben an die christliche Offenbarung fest und dauernd sich hinwendete,

*) Jacobi gab im deutschen Mercur 1802 eine Erklärung über diesen Abdruck, die er jedoch nicht wiederholt wissen wollte. Goethe, in seinen Annalen 1820, wo er der Voß-Stolberg'schen Mißhelligkeit gedenkt, drückt sich mit Mäßigung und Billigkeit aus. Werke, Band 27, S. 376.

das erklärt sich einestheils aus der Gesammtentwickelung seines Geistes, der Richtung seiner Zeit, dann aber auch aus der fortgesetzten Arbeit auf dem Felde der Philosophie, das der Waffen der Vernunft noch mehr bedarf, als des Schildes des Glaubens. Ruhmes genug für eine so verstandesmächtige Natur, wie Jacobi, wenn sie zugleich der Schranken menschlicher Erkenntniß sich bewußt wird, und dem übermüthigen Verstande den Spiegel herzhaft darreicht, damit er selbst erkenne, wie wenig im Grunde desjenigen sei, was er wirklich erkannt. Hier liegt im Bedürfniß zugleich der Weg zur Befriedigung. Wer Gott redlich sucht, der wird ihn finden.

IX.

Jacobi's Reise an den Rhein und nach Paris.

In diese Zeit des Forschens und Begründens seiner Ansichten fällt eine größere Reise, welche Jacobi im Sommer 1801 unternahm. Sie führte ihn zunächst in die Rheinische Heimath. Nach mehr, als sieben Jahren, sah er das geliebte Pempelfort, dann Aachen und Vaels wieder. Welche Erinnerungen, Gedanken und Wünsche hier, im Umgange seiner Kinder und Angehörigen, in ihm erwachen mußten, läßt sich leicht errathen. „Ja, ich muß es gestehen, schreibt Jacobi den 22. Juni 1802, nach der Rückkehr, aus Eutin, an seinen Freund Schenk nach München, — „wenn ich wieder in den Besitz von Pempelfort hätte treten können, und weniger Furcht und Abscheu gehabt hätte vor dem Nachbarn jenseits des Rheines, ich wäre wohl nicht hieher zurückgekehrt. Hart, sehr hart fiel mir das Scheiden von dem Orte, von dem Lande, von den Menschen, die mir so viel Wohlwollen, so große Achtung, so ungemeines Zutrauen bewiesen hatten. Ich erkannte, wie wohlthätig meine

Nähe für meine Kinder seyn würde. Ich riß mich nur los, weil ich mußte.“ Welche ehrenvolle, herzliche Aufnahme Jacobi damals in der Heimath fand, ist schon aus diesen Worten zu ersehen. Und sein Pempelfort war jetzt wieder in guten Händen. Jacobi's zweiter Sohn, Georg Arnold, geboren 1768, der seine Erziehung zu Münster im Hause der Fürstin Gallitzin (1784), unter Fürstenberg's Augen, dann (1787) in Göttingen erhielt, mit F. L. von Stolberg Italien bereisete (1792), hierauf mit einem Fräulein von Clermont vermählt zu Vaels bei Aachen lebend (1793), den Titel eines Sachsen-Weimar'schen Regierungsrathes erhielt, hatte, nach dem Tode seiner ersten Gattin, die ihm einen Sohn schenkte, im Jahr 1798 sich mit Luise, der einzigen Tochter des Hofrathes Brinkmann, eines geistreichen Arztes zu Düsseldorf, verbunden. Sie wohnten zuerst in Vaels, bei Aachen, wo die Familie von Clermont schöne Häuser, Gärten, Besitzungen jeder Art hatte, und sich des anmuthigsten Lebens erfreute. Hier verweilte damals auch Jacobi's jüngster Sohn Max, in Jena unter Goethe's Augen zum Arzt ausgebildet, und seit Kurzem (1798) mit Anna Claudius, einer Tochter des Wandsbecker Boten, vermählt. Seine Uebersetzung des Herodotus erschien 1799 zu Düsseldorf, in drei Bänden. Georg Arnold hatte seine „Briefe aus der Schweiz und Italien“ schon

1796 zu Lübeck, in zwei Bänden, herausgegeben. Jacobi's Erstgeborener, Johann Friedrich, mit Elisabeth von Clermont verbunden, lebte in sehr behaglichen Umständen zu Aachen, wo er in der Folge die bedeutende Stelle eines Präfecten erhielt. Heiterkeit und edler Lebensgenuß war die Seele dieses Kreises. Kleine Feste, Geburtstage, Besuche führten immerfort einen Hausstand zum andern, und das schlimme französische Wesen machte unter diesen guten Menschen, denen es auch an höherer Bildung keineswegs fehlte, sich gar nicht bemerkbar. So erklärt sich, wie Jacobi an jenem Orte sich bald so wohlbefinden konnte, welchen auch der Reiz anmuthiger Weiblichkeit in den blühenden Frauen seiner Kinder und Vettern vielfach verschönerte.

Im Jahr 1799 zog Georg Arnold Jacobi mit seiner jungen Gattin nach Düsseldorf und bewohnte nun Haus und Garten zu Pempelfort. Er trat bald in die herzoglich Bergische Regierung als Rath, ward 1806 zum Staatsrath ernannt, und leistete als solcher, wie, nach Vertreibung der Franzosen, als königlich Preußischer Geheimer Regierungsrath, dem Lande vielfache Dienste. Im höhern Alter in Ruhestand versetzt, starb er den 20. März 1845, und schon am 21. October folgte ihm seine edle Gemahlin, mit welcher er zwölf Kinder hatte; von ihnen überleben

sieben die Aeltern. Auch Enkel zu sehen, war diesen noch beschieden.

So ruhte auf dem Pempelforter Hause gleichsam ein Schimmer der frühern Tage, eine nie ganz erloschene Erinnerung geistigen Lebens und damit verbundener Gastlichkeit. Es läßt sich wohl annehmen, schon im Herbste 1801, als Jacobi seinen Sohn Georg zu Pempelfort besuchte, müsse es so gewesen seyn, wie es zwanzig und mehr Jahre später noch mir und Andern erschien.

Von Pempelfort ging Jacobi im October 1801 nach Aachen, von da im November nach Paris, wo er sich drei Monate aufhielt, um den Zustand dieser Hauptstadt, unter Bonaparte's neuer Herrschaft, kennen zu lernen. Er sah dort viele Gelehrte und Künstler, wie Quatremere de Quincy, Denon, Vanderbourg und Andere, auch den edlen Sonderling, Grafen Schlabrendorf, welcher die ganze Revolution zu Paris durchgelebt hatte. Für Bonaparte, dem er vorgestellt wurde, schwärmte Jacobi gar nicht; auch sonst erschien ihm, ungeachtet der Menge des Merkwürdigen, der Zustand von Paris nicht gerade sehr erfreulich oder neidenswerth. Im März 1802 finden wir Jacobi wieder zu Aachen, leider bald darauf von Augenschwäche und andern Körperleiden heimgesucht. Zu

Anfange des Aprils 1802 verließ er Aachen, Pempelfort zu Anfange des Mai, und brachte ein Fieber mit nach Hannover, welches ihn auf lange Zeit schwächte. Erst mit dem Jahre 1803 kehrte allmählich bessere Gesundheit wieder. Seine Briefe wurden aber noch immer auf blauem oder grünem Papier geschrieben. Zum Troste gereichte ihm die Nähe der geliebten Schwestern Helene und Charlotte, die ihn seitdem nie mehr verließen, und seines Sohnes Max, der um diese Zeit in Eutin war.

Auch Goethe erkrankte in diesen Jahren mehrmals, am bedenklichsten zu Anfange 1805; er war eben in der Genesung begriffen, als der Tod Schiller am 5. Mai hinwegriß.

Im November 1803 empfahl Jacobi an Herder Frau von Stael, welche damals nach Weimar reisen wollte. „Ich bin ihr wirklich gut, heißt es in seinem Briefe (Briefwechsel II. 340), unter anderem auch darum, weil Bonaparte ihr so böse ist. Offenherziger, als sie, kann man nicht seyn. Weil sie es mit so unaussprechlich vielem Witz ist, darum wird sie von Manchen so unaussprechlich gehaßt.“ Im December kam Frau von Stael nach Weimar, und wie sehr Goethe und Schiller ihrem reinen Gefühl, ihrem scharfen Verstande Gerechtigkeit widerfahren ließen, zeigt Schiller's Brief an Goethe vom

21. December 1803. „Von Philosophie, besonders idealer Philosophie hält die Stael freilich nicht viel, und für das, was wir Poesie nennen (Schiller's Worte, Briefwechsel mit Goethe, VI. 235), ist kein Sinn in ihr; sie kann sich von solchen Werken nur das Leidenschaftliche, Rednerische und Allgemeine zueignen; aber sie wird nichts Falsches schätzen, nur das Rechte nicht immer erkennen." Wie sehr Goethe, bei allem Unbequemen, das Fördernde dieses Besuches, der bis zum Frühling 1804 in Weimar blieb, anerkannte, zeigen die schönen Aeußerungen über Frau von Stael und ihr Buch über Deutschland in seinen Tages- und Jahresheften, Werke Bd. XXVII. S. 148.

Unterdessen hatten Jacobi's Gedanken wiederholt, besonders durch Heinrich Schenk's Briefe, sich auf Bayern gerichtet, wo unter dem neuen Kurfürsten Max Joseph, der Jacobi persönlich geneigt war, große Veränderungen und Verbesserungen im Werke schienen. Zu Anfange 1804, an dem Tage, da Jacobi sein 62. Jahr antrat, erhielt er einen Brief aus Aachen, mit den niederschlagendsten Berichten über den Zustand der gemeinschaftlichen Handlung. Von neuem war sein Vermögen vermindert. Er sah die Nothwendigkeit vor Augen, sich an einen wohlfeilen Ort zurückzuziehen, um dort sein Leben zu beschließen.

Denn abermals Dienste zu nehmen, verbot ihm der schlechte Zustand seiner Gesundheit. Er begab sich nach Hamburg, und lebte einige Monate im Hause seiner Freundin Sieveking, dann wieder zu Eutin. Hier erhielt er aus München durch seinen Freund Schenk die Anzeige, daß der Plan zu einer neuen Einrichtung der schon 1759 gestifteten Akademie der Wissenschaften entworfen sei, daß man gern Jacobi dort sehen werde. Aber Jacobi, der über Bayern manches Nachtheilige gehört hatte, war nicht sogleich entschlossen. Erst im September 1804 erklärte er, kommen zu wollen. So bereitete sich für den Philosophen, noch in späterem Lebensalter, eine neue, bedeutende Wirksamkeit, und das unbestimmte Wandern hatte ein Ende.

X.

Jacobi in München.

Ueber ein halbes Jahr verging zwischen Jacobi's Entschluß, nach München überzusiedeln, und dessen Ausführung. Heinrich Schenk mußte erst die neuen Verhältnisse ordnen, Haus und Garten miethen, ehe Jacobi sich von dem schon liebgewonnenen Eutin trennen mochte. Auch Nicolovius mit seiner Familie verließ zu derselben Zeit, am 25. April 1805, Eutin, um in seiner Vaterstadt Königsberg eine Rath=Stelle einzunehmen. Von ihm und so vielen guten Menschen schied Jacobi nicht ohne Betrübniß. So zeigt es sein Abschiedsbrief an den Minister des Herzogs von Oldenburg, den Grafen Holmer, in welchem er sich mit einem Sterbenden vergleicht (Jacobi's Briefwechsel II. 365). Am 8. Mai 1805 verließ er Eutin, mit seinen Schwestern und den Kindern, welche zuletzt ihn umgaben, mit seiner Tochter und seinem Sohne Max, sammt dessen Familie. Vorher war er zu Kiel und Windebue gewesen; die Reise führte über Berlin, Wörlitz, Leipzig, Dresden nach Weimar, wo er, nach so langer Zeit, Goethe von Angesicht zu sehen

hoffte, der von einer schweren Krankheit kaum genas, während Schiller gestorben war. Von Weimar sollte es dann über Frankfurt nach München gehen. Goethe ward (im Juni) durch Jacobi's Erscheinen innig erfreut, und erholte sich bald dergestalt, daß er für Jacobi die zwei letzten Tage fast wieder „der alte Goethe" schien. Sein großes Anliegen war, „dessen Philosophie ganz zu erfahren und hierauf sie mit der seinigen verträglich zu machen," — wie Jacobi an Köppen schreibt (Briefwechsel II. 368). In Eisenach gesellte sich Dohm zu Jacobi, mit welchem er den Weimarischen Hof in dem benachbarten schönen Wilhelmsthal besuchte, und, wie alle Menschen, von der lieblichen Großfürstin Maria Paulowna bezaubert wurde.

Am 11. Juli 1805 langte Jacobi zu Frankfurt an, und machte von dort, mit seinen Schwestern, einen Abstecher nach Ems. Während der Wanderungen in den Gegenden um Dresden war ihm große Begierde entstanden, noch einmal den Rhein hinunterzuschwimmen von Mainz bis Coblenz, und eine Vergleichung mit den Elbufern zwischen Schandau und Dresden anzustellen. Er that es, und sprach nun mit noch tieferer Ueberzeugung, als ehemals, zu den Freunden: „Ueber den mächtigen Rhein und seine majestätischen Umgebungen geht nichts." (Brief-

wechsel, II. 369.) Freilich mußte er die zweite Abtheilung des schönen Rheines, von Coblenz bis Bonn, damals sich versagen.

Am 11. August erreichte Jacobi endlich München, halb krank, auf's äußerste ermüdet, Ruhe begehrend. Und gerade jetzt erhob sich das Getümmel des Krieges zwischen Oestreich und Napoleon, der mit dem Tage von Austerlitz (2. December 1805) sein verhängnißvolles Ende fand. Am 14. September rückren die Oestreicher in München ein, der Kurfürst, die Minister und Räthe, auch Schenk, reiseten ab. Schon am 17. October capitulirte Mack bei Ulm, am 23. kam Napoleon nach München, am 13. November zog Mürat in Wien, Napoleon in Schönbrunn ein.

Wie dadurch Jacobi's deutsches Gemüth erschüttert wurde, läßt sich begreifen, da er dem Schauplatze dieser Ereignisse so nahe stand. „Voilà un avenir dont je ne vois pas la fin, — schrieb er am 6. November 1805 an Vanderbourg, (wenn nämlich C. V. so zu ergänzen ist) — il me fait frémir, il m'accable. Bientôt tout principe de vertu sera éteint en Europe. Où il n'y a plus de vertu, il n'y a plus de véritables lumieres. L'intelligence s'éteint dès que le coeur est flétri. — Un Français de marque m'a fait entendre à Berlin, qu'on désignait maintenant dans son pays toutes les manifestations de cette

espèce de sottise par le mot générique d'idéologie; on n'en veut plus, me disait-il, l'expérience en a fait reconnaître les inconvéniens; il faut se garder des rechûtes et les éviter de loin." Dies war Napoleons immer klarer sich kundgebende Richtung auf das bloß Aeußere, Sinnliche, Greifbare, in welcher er die Völker zu knechten begann. Es war der Tod aller Wissenschaft und Freiheit. Jedes Jahr lieferte davon neue Beweise. Deutschland fühlte am härtesten die schwere Hand des Unterdrückers, bis es nach Jahren sich ermannte.

Doch auch während der schlimmen Zeit verlor Jacobi nicht die Hoffnung, es könne und müsse besser werden mit Deutschland und mit der Welt. „Es ist unmöglich, schrieb er 1807, daß, wen alle hassen, in der Dauer über alle herrsche! — — Einmal, — sterben wir auch ab, als ein thatenloses, hülfloses Volk, — ich sehe doch, es gibt eine Menge ächt deutscher Gemüther; die werden den Samen der Freiheit gewiß unvertilgbar weiter tragen, und so ein neues Geschlecht deutscher Art entstehen und weiter blühen. Deutschland geht nicht unter!" (Briefwechsel, II. 397.) Fichte's neuere Schriften, besonders die „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" (1806) bestärkten Jacobi in seinen Hoffnungen. Er las sie mit Erhebung, theilte seine Freude darüber Andern mit. „So ge-

wiß Er (Napoleon) ein Grundzug der Zeit ist, sagt Jacobi, ist es Fichte auch." Mit Friedrich Richter, dessen Dämmerungen für Deutschland (Tübingen, 1809) die Noth der Zeit und die einzig mögliche Hülfe durch Erhebung des Volkes in scharfen Witzworten andeuteten, wechselte Jacobi von Zeit zu Zeit manches kräftigende Wort. Und sie kam, die Zeit der Erhebung, welche beide geahndet, zu Jacobi's Freude und Hochgefühl. „Ich habe das Herz so voll von dem, was seit 1812 geschehen ist," — schreibt er am 18. April 1814 an den Buchhändler Gerhard Fleischer nach Leipzig, „finde meinen Geist davon auch über die Vergangenheit so wunderbar erleuchtet, daß ich, sobald ich darüber zu reden anfange, kein Ende mehr zu finden weiß. Nie hat sich die Gewalt des Unsichtbaren über das Sichtbare, des Göttlichen über das Ungöttliche, so mannichfaltig und durchgreifend offenbart."

Als Jacobi zu München ankam, bezog er sogleich eine ruhige Wohnung. Sie lag auf der Ostseite der Stadt, ziemlich frei, zwischen den abgetragenen Wällen, gegen die Isar hin, und bot aus freundlichen Zimmern angenehme Aussichten; rechts zur Isarbrücke und nach der Vorstadt Au, links nach dem englischen Garten breiteten die schönsten Spaziergänge sich aus. Diese Umgebung, besonders der Blick auf die Salz-

burger und Tiroler Alpen, erfüllte Jacobi mit Entzücken. Das erneuerte Zusammenleben mit Heinrich Schenk, namentlich in der ersten Zeit des Münchner Aufenthaltes, gereichte ihm zum Troste. Jacobi, als Mitglied der Akademie der Wissenschaften berufen, ward bald zu deren Präsidenten ernannt. Mit vielen trefflichen Männern kam er so in Verbindung, theils Einheimischen, wie Cajetan Weiller, Johann Michael Sailer, Friedrich Immanuel Niethammer, theils solchen, wie Friedrich Jacobs, Thiersch, Sömmering, Schlichtegroll und Andern, welche damals nach Bayern zogen, höherem Rufe folgend. Manches Erfreuliche, aber auch viel Bitteres war ihm für sein Alter noch aufbehalten.

XI.

Jacobi Präsident der Akademie der Wissenschaften.

Am 27. Juli 1807 eröffnete Jacobi, als Präsident der neu geordneten Akademie der Wissenschaften, deren Sitzungen durch eine Rede „über Geist und Zweck gelehrter Gesellschaften,“ welche bald darauf gedruckt, auch, mit einigen Veränderungen, später in den sechsten Band seiner gesammelten Werke aufgenommen wurde. Hier verfocht er mit Gründen die Sache der Wissenschaft, der Philosophie insbesondere, gegen die blinden Anhänger des bloß Nützlichen, und zeigte an Beispielen, wie sehr der Staat ächter Weisheit bedürfe. Der Unterschied der Bildung von Nord- und Süddeutschland ward dabei erwähnt, auf die frühere Zeit der Verwahrlosung mehrfach hingedeutet. Damit hatte Jacobi eine empfindliche Stelle berührt. Gegen die erneute Akademie, gegen die aus der Ferne berufenen Gelehrten, vor allen gegen den Präsidenten, erhoben sich bald Unwillen, Neid, Haß und Verfolgung, die bis zu offenen Thätlichkeiten ausarteten. Dazu kam die angstvolle Stimmung jener Zeit, da

Bayern, besonders in dem Kriege von 1809, mit Napoleon gegen Oestreich stand. Jacobi und seine Freunde wurden als Norddeutsche, Protestanten, Gegner Napoleons, Anhänger Oestreichs, die Zielscheibe der Verläumdung. Unsre Aufgabe ist es nicht, die Geschichte dieser widerwärtigen Händel, wie sie unter andern Friedrich Jacobs, im siebenten Bande seiner vermischten Schriften, als Augenzeuge und selbst davon Betroffener (er kehrte deshalb 1810 aus München nach Gotha zurück;) erzählt, aus der verdienten Vergessenheit wieder an's Licht zu bringen. Merkwürdig bleibt es jedoch, daß Goethe in einem Briefe vom 16. September 1807 Jacobi zwar lobt wegen des Hauptinhaltes, der Richtung seiner Rede, aber darin auch zu große Bitterkeit „im Streite gegen die Philister und Nützlichkeitsforderer" rügt. „Sie sind Legion, sagt Goethe, und man muß sie gewähren lassen, allenfalls nur sie hänseln, wie ich's von Zeit zu Zeit auch gethan habe."

Im Jahre 1808 verweilt der Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi besonders bei den damals von den neuen Romantikern, namentlich Zacharias Werner, angeregten Bestrebungen. Goethe sagt, es komme ihm, einem alten Heiden, wunderlich vor, das Kreuz auf seinem eignen Grund und Boden aufgepflanzt zu sehen und Christi Blut und Wunden

poetisch predigen zu hören, ohne daß es ihm gerade zuwider sei. Jacobi aber nimmt die Sache viel ernsthafter. „Werner, der Sohn des Thales, sagt er (Briefwechsel mit Goethe, S. 242), scheint mir auch zu der Gattung von Menschen zu gehören, in und an denen wissentlich und unwissentlich zugleich der Ernst zum Spaße und der Spaß zum Ernst, die Grimasse zur Physiognomie und die Physiognomie zur Grimasse auf eine Art und Weise wird, wie es mir nicht behagt. Solches Spiel treiben und mit sich treiben lassen, zerrüttet unfehlbar auch die vornehmsten Naturen. Der Dichter ist Seher und darf nie Lüge ersinnen, ihr dienen, sich ihr hingeben. Die entgegengesetzte Lehre, er müsse nur Lüge ersinnen, bloß Gestaltungen gestalten, ohne wahren oder auch nur täuschenden Inhalt, und der absolute durchgängige Phantast sei das wahre Götterkind, ist ein neuer Einfall, dessen eine bessere Nachwelt spotten wird. Ich denke zunächst an Werner und seinen Attila. — Das ist überhaupt mein Verdruß an der neuen Schule, daß sie den Parnaß zu einem Redoutensaale macht und dann spricht: dies ist die wahre Wahrheit und die wahre Dichtung."

Daß Jacobi die schillernde Unbestimmtheit, die falsche Ironie jener Romantiker, namentlich in der Auffassung des Heiligen, mit Recht getadelt, wird

heutzutage Niemand in Abrede stellen. An ihren Früchten hat man sie erkannt. Eben so gewiß aber mußte die Rückkehr der deutschen Poesie zum Glauben, zur christlichen Wahrheit, wenn sie gelungen wäre, als ein Fortschritt betrachtet werden.

Aus einem sehnsüchtigen Erinnern besserer Tage, da noch Glaubenskraft und Liebesflammen die Herzen der Völker erhoben, und Thaten des Armes die Worte der Sänger begleiteten, entsprang zu Ende des vielbewegten, glaubensarmen, erkalteten achtzehnten Jahrhunderts die sogenannte Romantik. In ihr war unläugbar ein guter Kern. Der Dichter des Zweifels, selbst Schiller hat es anerkannt, indem er Regungen dieser Art aufnahm, obgleich nicht überall mit Glück, in mehrere seiner Werke, wie die Jungfrau von Orleans, Maria Stuart, Wilhelm Tell. Goethe, als begeisterter Verehrer der Natur, konnte eine Richtung nicht völlig abweisen, welche an das Dunkle, Geheimnißvolle, Räthselhafte des Lebens anknüpfend, gern mit Bildern der Natur spielend sich befreundete. Auch war sein Gemüth, seine innerste Seele christlicher Gesinnung niemals völlig entfremdet. Die Bekenntnisse einer schönen Seele stehen in Mitten des so weltlichen Treibens des Wilhelm Meister, als ein durchaus verschiedener Bestandtheil, dennoch mit gleicher Berech-

tigung, und so zeigen alle Hauptwerke Goethe's, keines jedoch mehr, als der Faust, einen mächtigen Zug zu dem Höhern, Ueberirdischen *), den wir wohl nicht anders, als tief christlich nennen dürfen. Es kann seyn, daß nur das Geheimnißvolle der Natur, das verhüllte Ringen nach dem Unsichtbaren über ihr, ihre tiefe Symbolik, in Goethe jene Richtung erzeugt, wie neuerdings behauptet worden **). Immerhin, wenn sie nur wirklich da war! — Es gibt viele Wege des Heiles, und zum Ziele muß zuletzt doch jeder führen.

Goethe trat jetzt mit zwei höchst bedeutenden Werken hervor, welche auf Menschenleben und Natur in ihrem geheimnißvollen Zusammenhange überraschende Lichter warfen. Dies waren die Wahlverwandtschaften (1809) und die Farbenlehre (1810), unter welchen namentlich letztere von Jacobi gepriesen wird, indeß der andern keine Erwähnung geschieht. Es mögen Briefe fehlen, wie es die Vorrede zu Goethe's Briefwechsel mit Jacobi vermuthen

*) Vergleiche hierüber meine Schrift: Goethe's Faust; über Sinn und Zusammenhang des ersten und zweiten Theiles der Tragödie. Coblenz, 1834.

**) Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neuern romantischen Poesie in Deutschland, von Joseph Freiherrn von Eichendorff, Leipzig, 1847. S. 29.

läßt*). Denn die große Wirkung, die allgemeine Bewegung, welche Goethe's zweiter Hauptroman aus seiner reifen Zeit in Deutschland hervorrief, kann nicht spurlos an Jacobi vorübergegangen seyn, wenn auch kaum zu erwarten ist, daß er immer nur auf Seiten der Gönner jenes Werkes, nicht auf jener der Gegner, sich befunden haben sollte. Vielleicht vermied er, den Freund durch sein allzu abweichendes Urtheil zu verletzen. Denn — übergehen ließ ein Buch, wie die Wahlverwandtschaften, sich in keinem Falle. Lag doch ein andrer Anlaß zu gegenseitigem Mißverstehen schon im Keime, der bald mißliebige Früchte tragen sollte.

*) Daß, um nur dieses Eine zu erwähnen, in dem verhängnißvollen Jahre 1806 zwischen Goethe und Jacobi gar keine Briefe gewechselt worden, daß Goethe's Faust, dessen erster Theil damals von dem Dichter abgeschlossen wurde, ganz unbesprochen geblieben, ist schwer zu glauben.

XII.

Jacobi über Offenbarung und Natur.

Am 1. September 1811 kündigte Jacobi seinem Freunde an, daß eine kleine Schrift von ihm unter der Presse sei, die „einen großen Theil der Geschichte seiner Wanderung durch ältere und neuere Lehrmeinungen und Systeme“ enthalte. Schon im Herbst 1809 war er mit Vollendung dieses im Jahr 1796 zu Hamburg begonnenen Werkes beschäftigt, aber die Arbeit rückte, bei seinen abnehmenden Kräften und den harten Störungen jener Zeit, nur langsam vorwärts. Es sollte gleichsam sein philosophisches Testament werden. Im Jahr 1812 endlich erschien die Schrift: Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung. Sehr bedeutsam stellte Jacobi ihr ein Wort des tiefsinnigen Pascal voran: **Les vérités divines sont infinement au-dessus de la nature; Dieu seul peut les mettre dans l'ame. Il a voulu qu'elles entrent du coeur dans l'esprit, et non pas de l'esprit dans le coeur. Par cette raison, s'il faut connaître les choses humaines pour**

pouvoir les aimer, il faut aimer les choses divines pour pouvoir les connaître. Entstanden war Jacobi's Schrift ursprünglich aus einer Beurtheilung der „sämmtlichen Werke des Wandsbecker Boten," seines Herzensfreundes Matthias Claudius. Des letztern gläubiges, der Bibel entnommenes Christenthum und Jacobi's philosophischer Glaube hinsichtlich der christlichen Wahrheit mußten sich hier begegnen. Ein Abstoßen, namentlich ein feindliches, des geschichtlichen Christenthums blieb Jacobi natürlich fern; zum strengen Bibelglauben gelangte er eben so wenig. Der Begriff der Offenbarung war für Jacobi ein durchaus innerer, dem Geiste inwohnender. „So wenig ein falscher Gott außer der menschlichen Seele für sich daseyn kann, so wenig kann der wahre außer ihr erscheinen," — sagt er S. 277: „Wie der Mensch sich selbst fühlt und bildet, so stellt er sich, nur mächtiger, die Gottheit vor. Darum ist zu allen Zeiten die Religion der Menschen wie ihre Tugend, wie ihr sittlicher Zustand beschaffen gewesen." Diesen Gottesglauben der Vernunft, die sich ihrer selbst bewußt wird, hatte Jacobi schon in dem Buche über Spinoza gelehrt. Seitdem waren fünfundzwanzig Jahre der lebhaftesten Bewegung auf allen Gebieten des Geistes vergangen. Mehrere philosophische Systeme hatten nach einander in Deutsch-

land die Alleinherrschaft behauptet. Zuerst Kant, dem der persönliche Gott als ein Postulat der praktischen Vernunft nothwendig erschien; darauf Fichte, dem die lebendige und wirkende moralische Ordnung als das allein Göttliche, folglich nicht als Person, sich darstellte, eine Ansicht, die ihrem Urheber schwere Anfeindung zuzog; endlich räumte die zweite Tochter des Kriticismus, die Naturphilosophie, den Unterschied zwischen Nothwendigkeit und Freiheit vollends aus dem Wege, und erklärte: über der Natur sei nichts, und sie allein sei. Dieser Lehre von dem All-Eins, zugleich der ältesten so wie der neuesten Philosophie, dem Identitäts-Systeme, tritt Jacobi entschieden entgegen. Er bekennt sich selbst zu dem Glauben an einen Gott über der Natur, und erklärt die letztere nur für Gottes Werk. Ja er fügt hinzu: „Die Natur verbirgt Gott, weil sie überall nur Schicksal, eine ununterbrechbare Kette von lauter wirkenden Ursachen ohne Anfang und Ende offenbaret, ausschließend mit gleicher Nothwendigkeit beides, Vorsehung und Ungefähr. Ein unabhängiges Wirken, ein freies, ursprüngliches Beginnen, ist das in ihr und aus ihr durchaus Unmögliche. Willenlos wirket sie, und rathschlaget nicht, weder mit dem Guten, noch mit dem Schönen; auch schaffet sie nicht,

sondern verwandelt absichtlos und bewußtlos aus ihrem finstern Abgrund ewig nur sich selbst, fördernd mit derselben rastlosen Emsigkeit das Untergehen, wie das Aufgehen, den Tod, wie das Leben, — nie erzeugend, was allein aus Gott ist und Freiheit voraussetzt, die Tugend, das Unsterbliche. Der Mensch offenbaret Gott, indem er mit dem Geiste sich über die Natur erhebt, und kraft dieses Geistes sich ihr als eine von ihr unabhängige, ihr unüberwindliche Macht entgegenstellt, sie bekämpft, überwältigt, beherrscht." (Von den göttlichen Dingen, Werke Bd. III. 425.)

Hiermit hat Jacobi sich völlig auf den Standpunkt Pascal's begeben. Er erkennt mit ihm eine göttliche Offenbarung in der Seele des Menschen, in der Liebe, im Glauben, die über die ewige Nothwendigkeit der Natur hinausgeht. Noch mehr aber redet er der Hingebung des Christenthums das Wort am Schlusse seiner Schrift. „Christus selbst, sagt Jacobi, stößt am Kreuze den erschütternden Ruf aus: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!" — verscheidet aber mit den Worten: „Vater, in deine Hände befehl' ich meinen Geist!" So der Mächtigste unter den Reinen, der Reinste unter den Mächtigen. Dieser Kampf und dieser Sieg ist Christenthum. Zu diesem Christenthum bekennet sich der Verfasser dieser Schrift."

Daß ein solches Bekenntniß Widerspruch erregen werde, und zwar nach mehrern Seiten, ließ sich vorhersehen. Wir fühlen uns nicht berufen, auf diesen Streit und Hader hier einzugehen. Denn nicht die Gesinnungen und Ansichten der Gegner Jacobi's haben wir nachzuweisen, vergessen oder verschollen, wie sie jetzt meistens schon sind, sondern die ihm selbst von Anfänge her eigne Anschauung des Lebens und Wissens, in ihren Gründen, in ihrem Zusammenhange. Und da stellt sich allerdings die Schrift von den göttlichen Dingen als eine wohlgezeitigte Frucht des gedanken- und erfahrungsreichen Alters, des ernstesten Forschens dar. Sie erscheint als das Ergebniß jener Betrachtungen über Welt und Gott, welche von Jugend auf Jacobi's Seele erfüllten und bewegten. Er stellt eine Wanderung an, erblickt ältere und neuere Lehrmeinungen, ohne jedoch einer derselben unbedingt sich zu ergeben. Er paart den Glauben an Gott und Tugend unzertrennlich, unauflöslich; er setzt den Geist über die Natur.

Hier war denn auch die Stelle, wo Goethe und Jacobi in ihren Ansichten sich schieden. „Ich würde die alte Reinheit und Aufrichtigkeit verletzen, schreibt Goethe am 10. Mai 1812 aus Carlsbad, wenn ich Dir verschwiege, daß mich das Büchlein ziemlich indisponirt hat. Ich bin nun einmal einer der Ephe-

sischen Goldschmiede, der sein ganzes Leben in Anschauen und Anstaunen und Verehrung des wunderwürdigen Tempels der Göttin und in Nachbildung ihrer geheimnißvollen Gestalten zugebracht hat, und dem es unmöglich eine angenehme Empfindung erregen kann, wenn irgend ein Apostel seinen Mitbürgern einen andern, und noch dazu formlosen Gott aufdringen will." (Goethe's Briefwechsel mit Jacobi, S. 254.) Bestimmter erklärt sich hierüber Goethe in den Tag- und Jahresheften, bei dem Jahre 1811, S. 288, Bd. XXVII. der Werke. „Jacobi von den göttlichen Dingen" machte mir nicht wohl. Wie konnte mir das Buch eines so herzlich geliebten Freundes willkommen seyn, worin ich die These durchgeführt sehen sollte: die Natur verberge Gott! Mußte, bei meiner reinen, tiefen, angeborenen und geübten Anschauungsweise, die mich Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen unverbrüchlich gelehrt hatte, so daß diese Vorstellungsart den Grund meiner ganzen Existenz machte, — mußte nicht ein so seltsamer, einseitig beschränkter Ausspruch mich dem Geiste nach von dem edelsten Manne, dessen Herz ich verehrend liebte, für ewig entfernen? — Doch ich hing meinem schmerzlichen Verdrusse nicht nach; ich rettete mich vielmehr zu meinem alten Asyl, und fand in Spinoza's Ethik auf mehrere Wochen

meine tägliche Unterhaltung, und da sich indeß meine Bildung gesteigert hatte, ward ich, im schon Bekannten, gar manches, das sich neu und anders hervorthat, auch ganz eigen frisch auf mich einwirkte, zu meiner Verwunderung, gewahr."

Offenbar liegt ein längerer Zeitraum zwischen diesen beiden Stellen. Wahrscheinlich ist die letztere zehn und mehr Jahre später, also nach Jacobi's Tode, geschrieben. Vieles war unterdessen vorgegangen. Der naturalistische Uebermuth Goethe's war verraucht, welcher ihm jene Vergleichung seiner eignen Thätigkeit mit dem Ephesischen Silberschmiede Demetrius in der Apostelgeschichte (Kap. 19) eingab:

„Der hatte den Gürtel unter den Brüsten,
Worin so manche Thiere nisten,
Zu Hause treulich nachgefeilt,
Wie's ihm der Vater zugetheilt;
Und leitete sein kunstreich Streben
In frommer Wirkung durch das Leben.
Da hört er denn auf einmal laut
Eines Gassenvolkes Windesbraut,
Als gäb's einen Gott so im Gehirn,
Da, hinter des Menschen alberner Stirn,
Der sei viel herrlicher, als das Wesen,
An dem wir die Breite der Gottheit lesen."

Goethe's Werke, Bd. II. 187.

Dieses Spottgedicht kam Jacobi zu Anfange des

Jahres 1813 zu Gesicht; es konnte ihn nicht erfreuen. Besonders, da am Schluß eine Drohung angehängt war:

„Will's aber einer anders halten,
So mag er nach Belieben schalten;
Nur soll er nicht das Handwerk schänden,
Sonst wird er schlecht und schmählich enden."

Nie hatte Jacobi Goethe's Studium der Natur, namentlich seine Beschäftigung mit der Farbenlehre, verachtet oder geschmäht. Er hatte es überhaupt gar nicht zu thun mit der dichterischen Auffassung der Natur, sondern nur mit der philosophischen. Als Denker erklärte er sich gegen die Verwechselung des Werkes mit dem Meister, gegen die Vergötterung der Natur. Erblickte nun Goethe in der sichtbaren Schöpfung zugleich den Schöpfer, deutlicher, als er in dem Geiste des Menschen sich kund gibt, so ist diese Vorstellungsweise dem Dichter vielleicht zu gute zu halten, weil jede Idee für ihn allein in so fern Geltung hat, als sie künstlerische Form und Gestalt erlangt, weil sein Auge mehr, als ein anderes, im Stande ist, im Weltganzen (mit Faust) zu erkennen:

„Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen
Und sich die goldnen Eimer reichen."

Grund zur Entzweiung der Freunde war demnach nicht vorhanden, nicht einmal zu einer Verstim-

mung, wie sie doch jetzt unbestritten sich einstellte. Sie scheint einige Jahre, von 1813 bis 1815, gewährt zu haben. Wir besitzen von Jacobi ein Paar Entwürfe zu Briefen an Goethe aus dem November 1815, von welchen ungewiß ist, ob sie jemals abgesandt wurden, wie denn überhaupt spätere Briefe Jacobi's an Goethe leider fehlen. In diesen beklagt sich Jacobi über den ungerechten Angriff durch den Goldschmied von Ephesus, um so ungerechter, da er nie der großen Liebe vergessen habe, noch vergessen könne, die ihn seit vierzig Jahren an Goethe knüpfe. Nun hatte Goethe im Jahr 1811 die Geschichte seines Lebens zu erzählen begonnen, unter dem Titel: Wahrheit und Dichtung. Der zweite Theil, 1812 erschienen, war von Jacobi mit freudiger Begeisterung aufgenommen worden. Während er selbst schon über Alter und geschwächte Kraft Klage führen mußte, rief er dem Freunde zu, er werde sein Bestes schreiben, wie Sophokles, zwischen dem siebzigsten und achtzigsten Jahre. Gerade damals, am Schluß des Jahres 1812, hatte Jacobi seine Stelle als Präsident der Akademie niedergelegt, jedoch in München zu bleiben sich entschlossen. Sein Sohn Max, dessen Nähe und Hausgenossenschaft seit Jahren ihm zum Troste gereichte, dessen blühende Familie seine Freude war, verließ ihn kurze Zeit vorher, um nach Salzburg, als

Oberarzt, zu ziehen. Die in Jacobi's Hause dadurch leer werdenden Räume nahm jetzt der Oberfinanzrath Friedrich Roth ein, dessen Umgang und Freundschaft für Jacobi von großem Werthe war.

XIII.

Jacobi's letzte Lebensjahre.

Im Jahre 1812 begann Jacobi die Herausgabe seiner Werke, welche genaue Durchsicht und vielfache Ueberarbeitung erforderte. Sie erschienen in sechs Bänden zu Leipzig bei Gerhard Fleischer, 1812 bis 1825. Seine geschwächten Kräfte, besonders die Augen, verlangten fremde Beihülfe. Solche leisteten ihm gern Friedrich Köppen, damals Professor zu Landshut, und Friedrich Roth. Der Letztere besorgte nach Jacobi's Hinscheiden die letzten Bände allein und gab auch den „auserlesenen Briefwechsel" in zwei Bänden (Leipzig 1825 und 1827) heraus.

An Goethe sandte Jacobi den ersten Theil der Werke, Allwill enthaltend, ohne daß dieser etwas erwiederte. In Beziehung auf den zweiten Band, der mehrere Abhandlungen bringen sollte, billigte Goethe Jacobi's Vorhaben, an denselben im Wesentlichen nichts zu verändern. Denn in dergleichen Schriften liege die Geschichte der Vergangenheit, die für sich abgeschlossen dastehe. Nun aber führte die Abfassung seiner Lebensgeschichte, jenes klarsten, ergreifendsten

Zeitgemäldes, den Dichter auf das erste Zusammentreffen mit Jacobi. „Erlaube mir, — schreibt er demselben aus Carlsbad den 10. Mai 1812, — im dritten Theile meines biographischen Versuchs, Deiner in allem Guten zu gedenken. Die Divergenz zwischen uns beiden war schon früh genug bemerklich, und wir können uns Glück wünschen, wenn die Hoffnung, sie, selbst bei zunehmendem Auseinanderstreben, durch Neigung und Liebe immer wieder ausgeglichen zu sehen, nicht unerfüllt geblieben ist.“ Jacobi freute sich dieses Vorhabens, und rief Goethe'n mehrere Hauptzüge aus den glücklichen Zeiten der ersten Bekanntschaft in's Gedächtniß, welche denn auch von Goethe nicht übersehen worden sind. Im Sommer 1813, während der Krieg in seiner Nähe tobte, schrieb Goethe den versprochenen dritten Theil von Wahrheit und Dichtung, der 1814 erschien. Am 23. Mai 1814 erhielt ihn Jacobi. „Wie mich diese ganze Darstellung ergriff, — schreibt er darüber an Goethe — und mein Leben von jenem Zeitpunkt an bis auf die gegenwärtige Stunde mir nur zu einem Leben mit Dir, von Dir und zu Dir wurde, dieses ahnde, wenn Du es vermagst, und Du wirst es vermögen. Du wirst Dir dann auch sagen können, wie es mich störend treffen mußte, da ich am Schluß die Worte fand: „Und so schieden wir endlich in der seligen Empfin-

dung ewiger Vereinigung, ganz ohne Vorgefühl, daß unser Streben eine entgegengesetzte Richtung nehmen werde, wie es sich im Laufe des Lebens nur allzusehr offenbarte.“ (Goethe's Briefwechsel mit Jacobi, S. 269.) Jacobi's Empfindlichkeit ward dadurch erregt, daß Goethe ihr geistiges Auseinandergehen, die innere Verschiedenheit nicht schon 1775 zu Frankfurt, 1784 zu Weimar, 1792 zu Pempelfort, sondern erst später, bemerkt zu haben, und noch mehr, daß er dieselbe auf ein Erkalten der Neigung auszudehnen schien. Goethe hatte ja mehrmals, und noch zuletzt (1805) in Weimar wiederholt, es bestehe der große, wesentliche Unterschied zwischen beiden darin, daß Jacobi ein Christ sei, Goethe aber ein Heide (Briefwechsel, S. 273), aber er hatte auch in spätern Zeiten gestanden, daß „sein wahrhaft Julianischer Haß wider das Christenthum und namhafte Christen“ sich sehr gemildert, ja daß „ein gewisses Christenthum der Gipfel der Menschlichkeit“ sei. Auf diese Milderung in Goethe's Ansichten von dem, was Jacobi als das Wichtigste unter allen ansah, legte der letztere mit Recht den größten Werth. Hat er an Goethe so geschrieben, wie jene Entwürfe lauten, oder doch in ähnlicher Weise, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß Jacobi's Reizbarkeit diesem als etwas Krankhaftes erschienen seyn werde, indeß das Warme und Dauernde

seiner freundschaftlichen Neigung zugleich ihn rühren mußte.

Den Ausdruck solcher Stimmung, eine fast wehmüthige Erinnerung an die abweichenden Lebensansichten des ewig geliebten Freundes seiner Jugend, verräth nun die oben mitgetheilte Stelle aus den Goethe'schen Tag- und Jahresheften. Jahr auf Jahr stand der Greis einsamer in der Welt. Das „freundliche Gedränge war zerstoben," das seine Jugendtage einst umgab. Konnte es ihm gleichgültig seyn, dem besten, reinsten, bewährtesten der Freunde, der, obgleich sichtbar gealtert, doch noch unter den Lebenden war, wehe gethan zu haben? — Auch die vorzüglichsten Menschen unterliegen zeitweise der Stimmung oder Verstimmung des Augenblickes. Aber Besonnenheit kehrt ihnen bald zurück, und zeigt den wahren Werth der Verhältnisse und Personen. Dann ergibt sich, was Goethe am 6. Januar 1813 an Jacobi schreibt, als klar und ausgemacht: „Die Menschen werden durch Gesinnungen vereinigt, durch Meinungen getrennt. — Die Freundschaften der Jugend gründen sich auf's Erste; an den Spaltungen des Alters haben die letztern Schuld." Daß aber zwischen Goethe und Jacobi das gute Vernehmen in der Folge sich vollkommen hergestellt, daß es bis zu Ende fortbestanden habe, ist durchaus nicht zu bezweifeln. Ein

sehr freundlicher Brief Goethe's an Jacobi vom 3. Juli 1817 beschließt den Briefwechsel mit den Worten: „Und somit lebe wohl und gedenke mein unter den Deinigen, guter Zeiten eingedenk.“

Jacobi, obgleich von den Leiden des Alters vielfach heimgesucht, entsagte auch jetzt nicht der Arbeit. An Dohm schreibt er den 24. April 1817, daß er mit einem letzten Worte über seine Philosophie beschäftigt sei, das er dem vierten Theile der Werke, welcher die Briefe über die Lehre des Spinoza enthält, vorsetzen möchte, wie er dem zweiten Theil eine sehr gediegene Einleitung gegeben hatte. Friedrich Köppen hat es beendigt und, nach Jacobi's Tode, die Herausgabe des vierten Bandes besorgt.

Die religiösen Bewegungen jener Zeit ließen ebenfalls Jacobi nicht gleichgültig. Er wünschte wohl, wie er sich ausdrückt (Briefwechsel II. 459), „sein gebrechliches philosophisches Christenthum gegen ein positives, historisches, wie das der jüngern Theologen, zu vertauschen,“ aber es gelang ihm nicht, obgleich weder Eigendünkel, noch Hochmuth oder Eitelkeit ihm im Wege standen. Mit dem edlen Sailer, „einem der hellsten Köpfe und der trefflichsten Menschen, die er kannte,“ war ihm dasselbe begegnet. „Mit mir steht es so, — sagt Jacobi in einem Briefe von 8. October 1817 an Reinhold in Kiel — daß ich mit

Falk und Twesten darüber entschieden einig bin, daß wer die Religiosität der Väter wolle, auch die Religion der Väter wollen müsse; wie ich aber dazu gelangen könne, diese historisch gediegene, einmüthige Religion der Väter so zu wollen, daß sie mir auch wirklich und wahrhaft werde, das weiß ich nicht." Im Verfolge sagt er ferner, daß er „noch immer derselbe sei, durchaus ein Heide mit dem Verstande, mit dem ganzen Gemüthe ein Christ, und so schwimme er zwischen zwei Wassern, die sich ihm nicht vereinigen wollten, so daß sie gemeinschaftlich ihn trügen."

Auf diese Weise betheiligte sich der Greis noch an jeder Bewegung der Zeit, und genoß immerfort der allgemeinsten Achtung und Verehrung. Statt aller Andern möge der edle Friedrich Jacobs reden, der im Sommer 1818 München, nach acht Jahren, wieder besuchte. „Vor Allem hatte ich die Freude, den herrlichen Jacobi wieder zu sehen, heiterer, als ich ihn verlassen hatte, voll warmen Herzens, wie immer, jeder lichten Erscheinung in der Literatur und im Staate zugewendet, seinen Freunden treu, gegen Widersacher versöhnlich und edel." (Personalien, vermischte Schriften VII. 167.)

Im August 1818 kam Victor Cousin nach München, um Jacobi und Schelling kennen zu lernen, und im September folgte ihm in gleicher Absicht

Bautain aus Straßburg. Ihre Schilderungen des neuen bessern Geistes in Frankreich erfreuten Jacobi lebhaft. So hatte auch Goethe in seiner letzten Zeit mehrfach Beweise der Anerkennung jüngerer Geister aus England, Italien, Frankreich erhalten, die als Vorzeichen einer sich bereitenden „Weltliteratur" ihm vor allen erwünscht schienen. Was wäre das Alter ohne Hoffnungen, und welche Hoffnungen könnten schöner sein, als die uns des Wachsens und Gedeihens unserer liebsten Bestrebungen, in die Ferne der Zeiten hinaus, noch am Rande des Grabes versichern! —

Hoffend und strebend, wie in freudiger Jugend, ging Jacobi dem Tod entgegen, der ihn am 10. März 1819, nach einer Krankheit von nur acht Tagen, gelinde hinüberführte. Groß und allgemein in Deutschland war die Trauer über den Verlust. Neben dem Grabe seines schon 1813 gestorbenen Freundes Heinrich Schenk auf dem großen Gottesacker zu München, und zwar in dem dritten Gange zur linken Hand des Eintretenden, ist die Ruhestätte Jacobi's. Ein Denkmal aus Eisenguß bezeichnet sie. Darauf sieht man ein Kreuz und die Worte Christi: „Selig die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen." Ein schöneres Wort dem edlen Denker zu widmen, war nicht möglich. Noch dreizehn

Jahre überlebte Goethe den Freund. Thätigkeit und Lust am Leben verließen auch ihn nicht, bis zum letzten Athemzuge. Mit der Vollendung des zweiten Theiles des Faust beschloß er seine Tage, arbeit-aber auch räthselvoll, zu einem Höhern, Zweifel- und Endelosen freudig aufdeutend.

Betrachten wir Goethe's Leben und Wirken im Ganzen und Großen, so drängt sich uns die Bemerkung auf, daß er nur zwei Freunde gehabt, wie Jacobi und Schiller. Mit dem letztern verband den Dichter die innigste Gemeinschaft des Strebens auf gleichem Felde. Bei Jacobi war von solchem nicht die Rede; es war vielmehr eine persönliche Neigung, das Andenken seliger Jugendtage, deren Unschuld und Reinheit, in aller Verworrenheit des Lebens und Verschiedenheit des Strebens, ihren Glanz, ihre geheime Einwirkung für den einen, wie für den andern, doch niemals verlor.

XIV.

Schlußwort. Jacobis geistige Bedeutung.

„Jacobi war eigentlich ein geborener Diplomat, ein schöner Mann von schlankem Wuchs, feinen vornehmen Wesens, der als Gesandter ganz an seinem Platz gewesen wäre. Zum Poeten und Philosophen fehlte ihm etwas, um beides zu seyn. Sein Verhältniß zu mir war eigener Art. Er hatte mich persönlich lieb, ohne an meinen Bestrebungen Theil zu nehmen, oder sie wohl gar zu billigen. Es bedurfte daher der Freundschaft, um uns an einander zu halten."

So sprach Goethe, wie uns Eckermann (Gespräche mit Goethe, I. 243) erzählt, 1827, an einem heitern Frühlingstage, nachdem er den Jacobi'schen Briefwechsel gelesen, der ihm zwar Theilnahme erregte, jedoch auch das Gefühl der Nichtbefriedigung, „daß hier so viele, gewissermaßen bedeutende Menschen durch einander redeten, ohne eine Spur von gleicher Richtung und gemeinsamem Interesse." Noch schärfer drückt Goethe dieses Unbehagen aus in einem kleinen

Aufsatze, der aus den Heften über Kunst und Alterthum in die Sammlung der Werke übergegangen ist, Band XLV. S. 292 f.

Gewiß haben wir alle Ursache, den Gründen eines so unumwunden hingestellten Urtheiles nachzuforschen, um sowohl über das Verhältniß Goethe's zu Jacobi, als über des Letztern Bedeutung für die deutsche Literatur zur Einsicht zu gelangen.

Goethe hebt an Jacobi das Persönliche, Gewinnende, Weltmännische hervor, und stellt dagegen das Geistige in Schatten. Zuerst bestreitet er seinen Anspruch auf Dichtergaben. Hier kann er nur auf Woldemar und Allwill deuten. Es mochte Goethe'n vorschweben, was er namentlich an Woldemar getadelt, der Mangel des ursprünglich Schöpferischen, Unbefangenen, Naturgemäßen, den keine Gedankenfülle und Tiefe zu ersetzen vermag. Hier werden wir ihm nun ohne Weiteres beistimmen müssen. Jacobi selbst hat sich nie zu den Dichtern gezählt.

Wenn indeß Goethe behauptet, zum Philosophen fehle Jacobi etwas, so ist, bei der Unbestimmtheit jenes Ausdruckes, hier offenbar etwas übergangen. Wollte der Dichter seinem Freunde Scharfsinn, Wahrheitsliebe, edle Gesinnung und Gedankenfülle absprechen, so würde die ganze gebildete Welt Widerspruch erheben. Es kann folglich nur von dem Maße die

Rede seyn, in welchem jene Haupteigenschaften eines Philosophen, die in keiner Menschenseele in vollkommen gleicher Stärke vorhanden scheinen, in Jacobi's Geiste hervortreten. Und so ist denn sichtbar das Vorherrschen des Gemüthes über den Verstand, des Glaubens über den Begriff, der von Goethe bezeichnete Punkt. Denn offenbar ist Jacobi's Beziehung zu Goethe ein gemüthliches Hinneigen und Anschließen, nicht von außen entstanden, sondern aus dem Kern des Wesens. Solche Einigung dürfen wir wohl wahre Freundschaft nennen. Sie kann verdunkelt werden, doch nie ganz erlöschen. Selbst verschiedene Richtung des Denkens und Handelns thut ihr nicht Eintrag; sie ist eine über jeden Zwiespalt erhabene Harmonie.

Jacobi hat kein System der Philosophie, keine Schule gebildet, nicht weil er es nicht gekonnt, sondern weil er es nicht gewollt. Seine freie Lebensstellung, Ehre und Vermögen sammt einer Fülle von Bekanntschaften, befähigten wahrlich ihn, vor Vielen, gleichgesinnte Anhänger um sich zu versammeln, die seinen Ruhm ausposaunten. Allein er trachtete nach einem höhern Ruhme. Es ist der Schutz der Wahrheit vor dem Wind der Lehre.

Sein eigentliches, unvergeßliches Verdienst liegt in dem Gegensatze jedesmal zur herrschenden Zeitphilosophie. Als die Sinnlichkeit auf dem Throne saß, in seiner

Jugend, redete er dem uneigennützigen Rechte des Gemüthes das Wort, und widersetzte sich wieder im Namen des Verstandes der überströmenden Empfindsamkeit, dem zuchtlosen Geniedrange. Als Kant die kritische Philosophie zur Alleinherrschaft erhob, und die Säulen aller Erkenntniß in Frage stellte, hielt Jacobi der neuen Lehre den Spiegel vor, und wies im Innersten unsrer Seele das Thatsächliche, Gewisse nach, welches jede Erkenntniß bedingt. Er legte die Widersprüche des Spinozismus und Idealismus überzeugend dar, und hütete sich sorgfältig, irgend einem Systeme das Recht einzuräumen, das nach seiner tiefsten Einsicht allein der ursprünglichen Kraft der menschlichen Vernunft gebührt, das Recht, über Gott, Freiheit, Unsterblichkeit Gewisses zu lehren. Jacobi's Glaube an das Wahre und Ewige ist der Ursprung seines gesammten Denkens. Indem er ihn überall an die Spitze stellt, hat er die Einigung des Lebens mit der Wissenschaft angebahnt, wie sie als Ziel des höchsten Strebens der Menschheit den Denkern aller Zeiten vorschwebte. Er hat für die Folgezeit Saatkörner gestreut, die zum Heile der Wissenschaft und des Vaterlandes unverloren seyn werden und müssen.

Es ist hier nicht unsere Aufgabe, Jacobi's Verdienste um die Philosophie im Einzelnen abzuwägen. Andre, Freunde und Feinde, haben es gethan. Was

die Erstern, z. B. J. F. Fries, F. Köppen u. A. gesagt, ist unnöthig, zu wiederholen. Die Schrift von J. Kuhn: Jacobi und die Philosophie seiner Zeit, Mainz, 1834, enthält darüber tiefe und wahre Gedanken in gediegener Darstellung. H. M. Chalybäus, in seiner historischen Entwickelung der speculativen Philosophie von Kant bis Hegel, Dresden, 1839, sagt eben so richtig, als schön (S. 48): „Niemand trat dem Königsberger Denker einerseits mit so viel Anerkennung seines Verdienstes bei, anderseits so entschieden entgegen, als Friedrich Heinrich Jacobi, der Philosoph in Pempelfort. Er wagte es, im Namen aller Unbefangenen die Vertheidigung der natürlichen Ansicht zu führen, und that dies mit so viel einleuchtender Beredsamkeit, daß seine Schreibart, eben so weit entfernt von scholastischer Steifheit, als belletristischer Oberflächlichkeit, immerdar als Muster gelten wird. — Er war derjenige, welcher im menschlichen Gemüthe einen tiefen und geheimnißvollen Schatz ahnete, der noch lange nicht ausgebeutet, ja kaum noch berührt worden sei; und wenn er selber auch diesen Schatz nicht zu heben vermochte, so vertheidigte er ihn doch siegreich gegen die Ungläubigen, und lenkte die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen unablässig auf diesen Punkt. Er sprach hiermit aus, was mehr oder weniger jeder Gebildete fühlt; es

konnte ihm dabei an lauter und stiller Theilnahme von allen Seiten nicht fehlen, und so steht gewiß noch heut zu Tage der größte Theil des gebildeten Publicums auf seiner Seite."

Unter den Gegnern Jacobi's streiten bekanntlich die Naturphilosophen in erster Reihe. Desto mehr Aufmerksamkeit verdient ein Ausspruch Hegel's (Werke, XVI. 203.): „Jacobi ist gleich einem einsamen Denker, der am Morgen des Tages ein uraltes Räthsel fand, in einen ewigen Felsen gehauen. Er glaubt an das Räthsel, aber er bemüht sich vergeblich, es aufzulösen. Er trägt es den ganzen Tag mit sich umher, lockt wichtigen Sinn heraus, prägt ihn aus zu Lehren und Bildern, welche die Hörer erfreuen, mit edlen Wünschen und Ahndungen beleben; aber die Auflösung mißlingt, und er legt am Abend sich nieder mit der Hoffnung, daß ein göttlicher Traum oder das nächste Erwachen ihm das Wort seiner Sehnsucht nennen werde, an das er so fest geglaubt hat." — Gern wird man einstimmen in Hegel's Behauptung, daß bei Jacobi mehr Sehnsucht sei nach dem Höchsten, als Erfüllung, eben so, wie es bei Sokrates und Platon gewesen; daß sein Glaube nie zum Schauen geworden. Aber — möchte man den Helden des vergötterten Begriffes fragen — welcher Mensch hat denn jene Schranke überstiegen,

die Allen gesetzt ist? — Hegel ist jetzt über sechzehn Jahre todt; was er gelehrt, ist seitdem von Schülern und Anhängern so vielfach verstanden und gemodelt worden, daß längst Allen klar ward, auch ihm „sei die Auflösung des Räthsels mißlungen." So urtheilen auch Diejenigen, die ihn selbst nicht verantwortlich machen für die widersinnigen und verderblichen Folgerungen, welche in neuerer Zeit aus seinem System entsprangen.

Ueberhaupt ist es eine gefährliche Sache um jedes System des Denkens, das unbedingte Unterwerfung fordert. Die Geschichte der Philosophie lehrt, daß alsbald in den Händen der Schüler eine jede Philosophie bedenkliche Umwandlungen erfährt. Denn jenes unsterbliche Warum, das mit jedem Menschen neu geboren wird, erzeugt immer andre Lösungen und Antworten, so wie die Erfahrung des Lebens für Jeden eine verschiedene ist. So ist insbesondere der Geist des Grübelns, welcher, nebst der Naturandacht, das Erbtheil des germanischen Stammes scheint, vor den andern Völkern Europa's, unerschöpflich an neuen Geburten. Ob dabei unser Volk, in der Reihe der Staaten, für seine geistige, sittliche, religiöse, und besonders seine politische Entwickelung mehr gewonnen oder verloren, ist eine schwer zu beantwortende Frage. Während in Deutschland die Namen Kant und Fichte von allen Ka-

thedern wiedertönten, rollten die Schlachtendonner der Fremden über unsre Ströme und Berge. Eine ernste Zukunft steht uns bevor. Es wird aller Kräfte des Geistes und Gemüthes, im unauflöslichen Verein, bedürfen, damit wir würdig ihr entgegentreten. Und fernab, da wir noch mitten auf den brausenden Meereswogen uns befinden, zeigt sich hinter schäumenden Brandungen im Nebel das Gestade, dem wir zusteuern müssen. Ehre den Piloten, die beim Sturm auf Untiefen und Klippen sich verstehen! —

Wenn in jenem Goethe'schen Ausspruche Jacobi ein geborner Diplomat genannt wird, so ist dies ein großes Lob. Denn es gilt ohne Zweifel nicht bloß von dem festen und gewandten Auftreten, der siegenden Anmuth der Rede, sondern noch mehr von dem mächtigen Eindruck einer sittlich reinen, menschlich schönen Persönlichkeit. Durch diese Eigenschaft hat Jacobi die verschiedensten Menschen und Ansichten sich befreundet, indem er im Geheimen Jeden nöthigte, ihm die beste Seite zuzukehren. Goethe hat es kein Hehl, daß er selbst in Pempelfort an sich diese Erfahrung gemacht. Gewiß war dies mehr oder weniger mit Jedem der Fall, der in Jacobi's Nähe kam. So liefert er den Erfahrungsbeweis, daß geistig hervorragende Menschen, wenn auch im We-

sen verschieden, dennoch nicht so feindlich zu seyn brauchten, als es Manchem nöthig schien. Er verband sie durch das Beste, das sie besaßen, durch ächte Menschenwürde. Nicht um diese oder jene Ansicht war es ihm bei den Menschen zu thun, sondern um den Zweck ihres Lebens, um ihr Dichten und Trachten. Daß Jakobi im Grunde den Menschen zu seinem Gotte gemacht, wie Eichendorff (Ueber die neuere romantische Poesie, S. 19) behauptet, läßt sich mit seiner tiefen Gefühlsrichtung keineswegs vereinigen. Er schaut vielmehr zu einem Höhern auf, dessen Daseyn ihm Gewißheit ist, obgleich ihm Nebel die Sonne noch verhüllt.

Lehren und Systeme hat die Zeit in Fülle erzeugt und gestürzt; die Forschung besteht. Ihr wird auch in der Zukunft mehr und mehr das Feld gehören. Viele Kämpfe auf dem Felde des Geistes stehen noch bevor; — wer kennt das Ende? — Den werden sie nicht irren noch schrecken, der mit Jakobi's Ernst und Liebe Denken und Leben zu einigen versteht, und unter allen Umständen der höchsten Macht huldigt, die wir auf Erden kennen, der Wahrheit, die da frei *) macht im Geiste und in der Liebe.

*) Evangelium Joh. 8, 32. Et cognoscetis veritatem et veritas liberabit vos, Und V. 36: Si ergo vos filius liberaverit, vere liberi eritis.

sen verschieden, dennoch nicht so feindlich zu seyn brauchten, als es Manchem nöthig schien. Er verband sie durch das Beste, das sie besaßen, durch ächte Menschenwürde. Nicht um diese oder jene Ansicht war es ihm bei den Menschen zu thun, sondern um den Zweck ihres Lebens, um ihr Dichten und Trachten. Daß Jacobi im Grunde den Menschen zu seinem Gotte gemacht, wie Eichendorff (Ueber die neuere romantische Poesie, S. 19) behauptet, läßt sich mit seiner tiefen Gefühlsrichtung keineswegs vereinigen. Er schaut vielmehr zu einem Höhern auf, dessen Daseyn ihm Gewißheit ist, obgleich ihm Nebel die Sonne noch verhüllt.

Lehren und Systeme hat die Zeit in Fülle erzeugt und gestürzt: die Forschung besteht. Ihr wird auch in der Zukunft mehr und mehr das Feld gehören. Viele Kämpfe auf dem Felde des Geistes stehen noch bevor; — wer kennt das Ende? — Den werden sie nicht irren noch schrecken, der mit Jacobis Ernst und Liebe Denken und Leben zu einigen versteht, und unter allen Umständen der höchsten Macht huldigt, die wir auf Erden kennen, der Wahrheit, die da frei *) macht im Geiste und in der Liebe.

*) Evangelium Joh. 8, 32. Et cognoscetis veritatem et veritas liberabit vos, und V. 36: Si ergo vos filius liberaverit, vere liberi eritis.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Deycks, Ferdinand,

Friedrich Heinrich Jacobi im Verhältniß zu seinen Zeitgenossen, besonders zu Goethe Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der neuern deutschen Literatur

Frankfurt am Main 1848

Bavar. 643 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10372569-8